

FRITHJOV IVERSEN

UND DANN
KAM DIE
ERNTÉ

starkundmutig

1. Auflage 2021 (CLV)
(früher erschienen im J. G. Oncken Verlag, Kassel, und im CMV –
Christlicher Missions-Verlag, Bielefeld)

Die Originalausgabe erschien zuletzt 1971 unter dem Titel
Og Så Kom Høsten bei Filadelfiaforlaget, Norwegen.

© der deutschen Ausgabe 2021
by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
www.clv.de

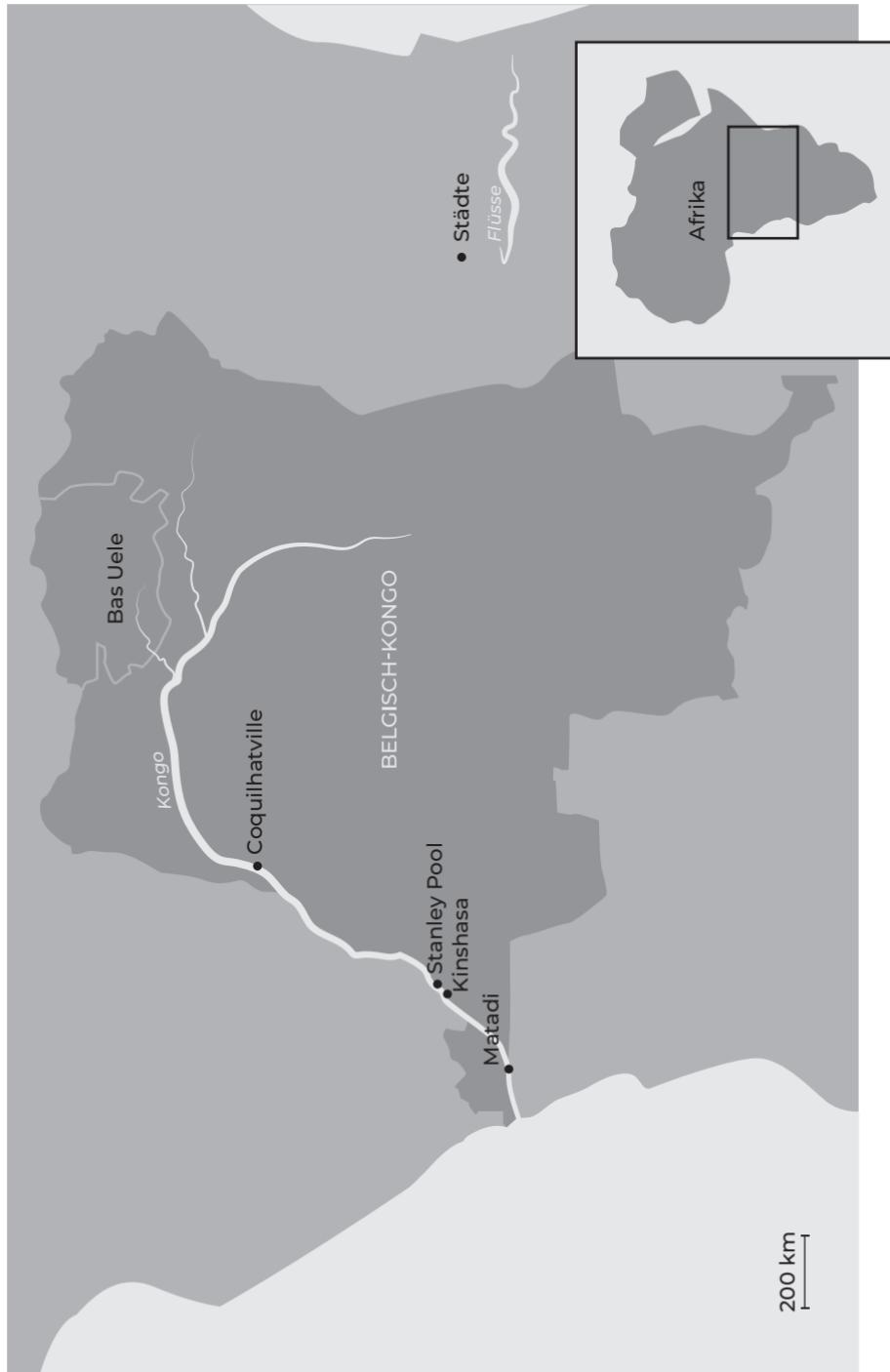
Übersetzung: Karl Hellwig
Satz: Samuel Stark, Bielefeld
Umschlag: Lucian Binder, Marienheide
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Artikel-Nr. 256635
ISBN 978-3-86699-635-9



INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort des Verlags	8
Ein Sämann ging aus	10
Neues Ackerland	24
Rodungsarbeit	82
Die Grenzen werden erweitert	218
Ernte	294
Nachwort	310



VORWORT DES VERLAGS



Als Frithjov Iversen im Jahr 1922 als zweiter Missionar der Norwegischen Baptistenmission in den Kongo ausgesandt wurde, hatte das Land aufwühlende Jahre hinter sich: Ab 1885 war es als Privatkolonie des belgischen Königs Leopold II. zu immer stärkerer Aufmerksamkeit gelangt, bis schließlich 1908 die als »Kongogräuel« bekannt gewordenen Gewalttaten an der Bevölkerung den Eigentümer zum Verkauf der Kolonie an den belgischen Staat zwangen. Zwangsarbeit und Ausbeutung blieben jedoch de facto weiterhin an der Tagesordnung. »Belgisch-Kongo« hieß nun das Land, das heute die Demokratische Republik Kongo ist.

In einer Zeit der sogenannten Rassentrennung, in der Weiße Schwarze unterdrückten und versklavten, lebten auch die weißen Missionare anders: Auf scheinbar selbstverständliche Weise kam ihnen vonseiten der einheimischen Bevölkerung meist eine Vorrangstellung zu, gegen die sie sich offenbar häufig auch nicht wehrten. Aus heutiger Sicht ist manches Verhalten der Missionare daher nicht immer nachvollziehbar – und doch nimmt es nichts von ihrer Liebe zu den Einheimischen weg, und ihre Begeisterung für die Mission spornt heute noch an!

Aus seinen Erfahrungen in der Provinz Bas Uele schöpfte Iversen, wenn er in diesem Buch die Geschichte des fiktiven Missionars Oskar Johnsen schreibt, und spürbar fließen Elemente seines eigenen Lebens in die Erzählung mit ein. Es ist ein bewegtes Leben, das geschildert wird, ein spannendes Leben mit Hindernissen, und es räumt mit romantisierenden Vorstellungen vom Missionarsleben gänzlich auf. Doch am Ende wird klar: Gott ist derjenige, der alles in der Hand hält und der treuen Dienst belohnt – und das macht Mut!

EIN SÄMANN GING AUS



Bleich, bis auf die Knochen abgemagert und völlig erschöpft schleppte er sich auf dem schmalen Urwaldpfad dahin. Die Füße waren wund gescheuert und schwer wie Blei, die Kopfschmerzen kaum auszuhalten. Gebeugt ging er, so als trüge er eine drückende Last auf den Schultern, und den Stock ließ er hinter sich her über den feuchten Boden schleifen. Er sah aus wie ein alter Mann, dabei war er noch keine dreißig Jahre alt.

Die Sonne stand fast im Zenit. Der Helm, der ihn gegen ihre sengenden Strahlen schützen sollte, umschloss seinen Kopf wie ein eisernes Band. Seine Träger waren ihm inzwischen weit vorausgeeilt. Vor ein paar Tagen war er noch mit ihnen um die Wette gelaufen ...

Das nächste Dorf könnte möglicherweise zehn Kilometer entfernt sein, vielleicht auch mehr. Es kam nicht darauf an. Zehn Kilometer! Er blieb stehen. Zehn endlose Kilometer! Er würde es nicht schaffen. Die Sonne hatte ihn ausgedörrt, die Sonne und die Malaria. Er kam in Versuchung, sich einfach fallen zu lassen und auf dem Boden liegen zu bleiben. Aber das würde den Tod bedeuten. Er war meilenweit von jeglicher menschlichen Siedlung entfernt, und hier im Busch wimmelte es von Leoparden. Er hatte ihre Spuren gesehen. Nein, er musste weiter, immer weiter, auch wenn er meinte, beim nächsten Schritt zusammenbrechen zu müssen.

Aber irgendwann würde er zusammenbrechen, das wusste er. Dennoch überkam ihn bei diesem Gedanken kein panischer Schrecken, nur eine leichte Traurigkeit. Sollte sein Arbeitstag wirklich zu Ende sein? Hatte er nicht gerade erst begonnen?

Er blickte sich im Wald um.

Uralte Riesenbäume von fast zwei Metern Dicke, Schlingpflanzen, die sich an den Bäumen emporrankten, dünn und schmiegsam, andere dick wie ein gewundener Körper. Merkwürdig, wie deutlich er alles sah, die kleinen Blüten neben den Baumwurzeln, die Spinngewebe an den niedrig hängenden Zweigen, die Wespen, die in der Luft fast still standen, die Ameisen, die über den Pfad rannten. Sie waren wohl auf einem Raubzug. Er blieb stehen und beobachtete sie mit einer Art halbwachem Interesse. Seine Augen waren verschleiert, sein Körper schwankte, als wäre er berauscht. Ja, er hatte richtig vermutet. Eine Raupe zerrte sich über den Weg, in verzweifelter Hast – doch sie war verloren! Die Ameisen waren über ihr, und schon wand sie sich und kämpfte einen hoffnungslosen Kampf gegen unbarmherzige, scharfe Insektenkiefer. Irgendwo im Innern des Waldes hörte er eine Taube. Eine andere antwortete. Weiter entfernt das abgerissene, zornige Gebrüll eines Leoparden ...

Hier in der Wildnis sollte er also sterben – einsam, fern von allem menschlichen Leben! Die Raubtiere würden ihn niederreißen und davonschleppen. Man würde vielleicht nach ihm suchen, ihn aber nirgends finden.

War sein Arbeitstag wirklich schon zu Ende? Er wollte sich in Gottes Willen fügen. Aber wie gern hätte er noch gelebt und gearbeitet!

Nein! Es konnte unmöglich Gottes Wille sein! Weiter! Weiter! Mit jedem Schritt kam er anderen Menschen näher. Er durfte nicht hier draußen in der Einsamkeit sterben. Er wollte nicht sterben!

»Gott sei Dank!«, flüsterte er. Beim Anblick des Wassers lebte er förmlich auf. Er warf die selbst gemachten, lose sitzenden San-

dalens ab und watete in das kühle Wasser. Im Schatten dichter Zweige blieb er stehen, befreite sich von dem Tropenhelm und versuchte mit zitternden Händen Hemd und Hose auszuziehen, die vom Schweiß völlig durchnässt waren. Die Anstrengung blieb ohne Erfolg. Also warf er sich mit seiner Kleidung in den Bach. Die plötzliche Abkühlung gab ihm beinahe den Rest. Es war, als bohrte sich kalter Stahl in sein Gehirn, und es fehlte nicht viel, so hätte er das Bewusstsein verloren. Unter Aufbietung aller seiner Willenskräfte gelang es ihm, der Schwäche Herr zu werden, und schließlich fühlte er sich wieder besser. Er suchte eine Stelle, wo das Wasser weniger trüb war, und trank gierig, bis ihm einfiel, es könnte gefährlich sein. Da blickte er auf.

Er musste weiter! Diese kleine Abkühlung war schön, aber er wusste wohl, dass ihre Wirkung nicht lange anhalten würde. Bald würde alles so schlimm sein wie zuvor. Das Beste, was er tun konnte, war, sich wieder auf den Weg zu machen und zu versuchen, so weit wie möglich zu kommen, bevor er zusammenbrach.

Wie lange er gegangen war, wusste er nicht. Vielleicht eine halbe Stunde, vielleicht mehr. Es wurde ihm wieder schwarz vor Augen. Er blieb stehen und griff blind um sich. Seine tastenden Hände kamen mit einem glatten Baumstamm in Berührung. Einige Sekunden wehrte er sich gegen die Ohnmacht, die er herannahen fühlte. Dann sank er langsam zu Boden, streckte sich vorsichtig aus und schob sich mit dem Rücken am Baumstamm hoch. Mit beiden Händen stützte er sich auf den Erdboden. Der Kopf hing ihm schwer auf die Brust. Es vergingen ein paar Minuten, bis sein Bewusstsein wieder klar war. Ganz langsam hob er den Kopf. Wie fürchterlich weh es tat! Es war, als läge das Gehirn bloß. Er blickte stumpf vor sich hin.

Es ging also doch zu Ende! Er musste an die prahlerischen und unbedachten Worte denken, die er geäußert hatte, als er noch in Ruhe und Sicherheit zu Hause und unter Freunden gewesen war: »Ich habe keinen größeren Wunsch als den, dass ich dort im Urwald mein Grab finde!«

Wollte Gott ihm doch diese dummen Worte vergeben!

Nicht der Tod, sondern der Gedanke, dass er aufhören sollte, noch bevor er seine Aufgabe richtig begonnen hatte, erschreckte ihn. Er versuchte sich aufzurichten. Dabei drehte er sich halb herum, um an dem Baumstamm einen Halt zu finden.

Da raschelte es in den Zweigen auf der anderen Seite des Pfades. Er blickte auf.

Ja, das hatte er erwartet! Arme Solveig ...

Sein Grab im Urwald finden? Nein, für ihn gab es kein Grab! Zwischen seinen halb geschlossenen Augenlidern erblickte er den scheußlich grinsenden Kopf einer Hyäne! Da kam das Tier, das im Dschungel für Reinlichkeit sorgte. Es würde auch für sein »Begräbnis« sorgen.

So romantisch, wie er es sich damals gedacht hatte, würde es nicht zugehen. Die Hyäne leckte sich ums Maul, machte ein paar Schritte auf ihn zu, blieb stehen. Mensch und Tier blickten einander in die Augen: das Tier hungrig und voller Gier, die Muskeln angespannt – der Mensch stumpf und seinem Schicksal ergeben.

Ja. Es war wohl Gottes Wille. Er gab seinen verzweifelten Kampf auf, murmelte ein kurzes Gebet und schloss die Augen ...

Ob Gott seine Hand wohl von ihm zog, weil er der inneren Stimme, die er zu vernehmen geglaubt hatte, gefolgt war, statt den Eltern gehorsam zu sein?

Ihr Wille war es gewesen, dass er Musiker werden sollte. Und dazu schien er auch berufen gewesen zu sein. Stundenlang konnte er auf seiner Geige spielen und ihr die wunderbarsten Töne entlocken.

Bald aber waren ihm Zweifel gekommen, ob er wirklich zum Musiker berufen sei. Mit immer größerem Eifer hatte er sich religiösen Fragen zugewandt. Als er achtzehn Jahre alt war, glaubte er den Weg seiner wahren Bestimmung vor sich liegen zu sehen.

Als er eines Abends von einer sehr bewegenden Missionsversammlung nach Hause kam, erklärte er seinen Eltern, er wolle Missionar werden.

Wie die Erinnerung an diesen Abend in ihm lebendig geblieben war! Seine Mutter saß in einem altmodischen Schaukelstuhl und strickte. Sein Vater las am Fenster seine Zeitung. Es war mitten im Winter, und es prasselte lustig hinter der Ofentür. Die Mutter ging fest einer alten Überlieferung nach, indem sie Räucherwerk auf den Ofen streute. Jedes Mal, wenn er an jenen Abend zurückdachte, konnte er den Duft des Räucherwerks wahrnehmen.

Die Eltern saßen zuerst wie gelähmt da und starrten ihn stumm an. Dann aber stieg bei dem Vater die Wut hoch, seine harte Arbeitsfaust schlug mit einer solchen Heftigkeit auf den Tisch, dass die kleine Lampe flackerte, und der grundehrliche, aber hartgesottene Freidenker verkündete mit derben Worten, jetzt sei mit dieser religiösen Schwärmerei ein für alle Mal Schluss.

Dann schwieg er. Vielleicht war ihm selbst nicht ganz wohl zumute, weil er sich so hatte gehen lassen. Die Mutter sprach

kein Wort. Aber Oskar sah, wie sie litt. Eine Sekunde lang ruhten ihre Blicke forschend auf dem Jungen. Dann wanderten sie zum Notenständer in der Ecke des Zimmers. Dort stand eine Beethoven-Sonate aufgeschlagen. Er hatte nachmittags noch geübt.

Oskar selbst stand unbeholfen da. Er war mit einem Mal so arm geworden. Auf dem Rückweg von der Versammlung hatte ihn eine innere Glut erfüllt, und ihm war gewesen, als könnte er die ganze Welt besiegen. Jetzt fühlte er sich völlig hilflos und leer. Es tat ihm unendlich weh, seine Eltern so verletzen und enttäuschen zu müssen. Er kam sich beinahe wie ein Verbrecher vor, als er Tränen über die runzelige Wange seiner Mutter rinnen sah.

Er hatte damals nur einen einzigen Menschen gehabt, der ihn verstand und ermutigte: Solveig.

Er hatte sie bei einer religiösen Jugendveranstaltung kennengelernt. Sie waren sehr schnell Freunde geworden, denn Solveig war von der gleichen Sehnsucht erfüllt wie Oskar. Es dauerte nicht lange, da wurde aus der Freundschaft eine innige Liebe. Immer wieder kamen sie zusammen und machten Pläne für die Zukunft. Solveig hatte gerade begonnen, das Lehrerinnenseminar zu besuchen, als er sie kennenlernte. Sie konnte ihn also nicht begleiten, wenn er in die Ferne zog. Aber sie hatten sich darauf geeinigt, dass sie ihm nach ein paar Jahren folgen würde.

Solveig hatte bei sich zu Hause keine Schwierigkeiten zu überwinden. Ihre Familie interessierte sich für die Missions-tätigkeit. Sie hatte außerdem Geschwister, die den Eltern zur Seite stehen konnten, wenn sie selbst fort war. Im Grunde hatte Oskar es wohl Solveig zu verdanken, dass er den Glauben an sich selbst und seine Berufung nicht verlor.

Als er mit der Missionsschule fertig war, ging er nach London, wo er ein Jahr damit verbrachte, sich in der Krankenpflege auszubilden zu lassen. Inzwischen war er 26 Jahre alt geworden. Jetzt endlich war es so weit, dass er beginnen konnte. Sein Eifer und seine Energie hatten gesiegt. Die Glut, die in seiner Seele brannte, war auch auf andere übergesprungen. Es hatte sich eine kleine Missionsgesellschaft gebildet. Er war ihr erster Missionar, und es war daher ein großer Augenblick, als sie ihn nach Belgisch-Kongo aussandten.

Genauere Pläne für die Zukunft hatte man nicht gemacht. Vorläufig dachte man noch nicht daran, ein neues Tätigkeitsfeld in Angriff zu nehmen. Die meisten beruhigten sich wohl bei dem Gedanken, dass sie nun einen Missionar ausgeschickt hatten, und machten sich weiter nicht viele Gedanken. Sie hatten mit einer älteren Missionsgesellschaft Verbindung aufgenommen, und es war ausgemacht worden, dass Oskar auf einer ihrer Stationen arbeiten, aber von der neu gegründeten Missionsgesellschaft in der Heimat unterhalten werden solle.

Seit fünf Monaten war er nun von Dorf zu Dorf gezogen. Er führte kein großes Gepäck mit sich: einen Schlafsack, ein Feldbett, einen Tisch und einen Stuhl, beide zusammenklappbar, vier Kisten mit Kochgeräten, Medizin und ein paar Kleidungsstücken. Zusätzlich besaß er noch ein gutes Gewehr, mit dem er Wild schoss, das er hin und wieder gegen andere Nahrungsmittel tauschte.

Die Einheimischen waren nicht immer sehr begeistert, wenn sie Besuch erhielten. Es konnte geschehen, dass er in ein Dorf kam, das völlig ausgestorben schien. In Wirklichkeit waren die Dorfbewohner geflohen, als sie gehört hatten, der weiße Mann

käme. Es kam aber auch vor, dass er gut aufgenommen wurde. Der Kasten mit der Medizin öffnete manchmal Türen, die andernfalls wahrscheinlich verschlossen geblieben wären.

Zwei Schüler hatte er gewonnen: Baka und Zangabai. Sie folgten ihm treu von Dorf zu Dorf und dienten ihm als Helfer, während er sie gleichzeitig in Gottes Wort unterwies.

Vorstellungen, wo er sich niederlassen sollte, hatte er nicht. Vorläufig war alles noch völlig ungewiss. Er wusste nur, dass er seiner Berufung gefolgt war. Gott würde schon alles recht machen, wenn die Zeit gekommen war.

Es hatte in diesen Monaten nicht an Anfechtungen und Zweifeln gefehlt. Er hatte unter Fieber gelitten, und das Fieber und die Entkräftigung hatten Zweifel und Selbstvorwürfe mit sich gebracht. Wenn er bei den Einheimischen auf Gleichgültigkeit stieß, konnte er mutlos werden, und manchmal fühlte er sich versucht, alles wieder aufzugeben.

Er wusste auch, was es bedeutete, wenn man nicht genug zu essen hatte. In solchen trüben Stunden waren Baka und Zangabai für ihn ein wahrer Lichtblick und Segen gewesen. In der Bibel bewandert waren sie beide nicht, wenn sie auch schließlich Lesen und Schreiben gelernt hatten. Das Evangelium kannten sie nur in der einfachsten Form, und wenn sie sich auch die zehn Gebote eingepaukt hatten und sie auswendig kannten, so war es doch eine Frage, ob sie für Gottes Botschaft an die Menschen viel Verständnis hatten. Zumindest waren sie sich darüber klar, dass es eine gute Botschaft war. Und ihr Mondele (»Herr«) war ein guter Mensch. Dass sie davon überzeugt waren, bewiesen sie durch ihre Hingabe und ihren Eifer.

Und wenn sie auch nicht Schriftgelehrte waren, so waren sie doch in jedem Fall Optimisten. Von ihrem Glauben zehrte der Missionar, wenn er selbst seine dunklen Stunden hatte. Unruhig und rastlos zog er von Dorf zu Dorf, verkündete das Evangelium, behandelte die Kranken und redete zu den Häuptlingen und ihren Untertanen.

Er öffnete die Augen. Die Hyäne stand immer noch auf demselben Fleck und starrte ihn an. Sie schien ihre Stellung nicht verändert zu haben. Er war völlig verwirrt. Es kam ihm so vor, als säße er schon jahrelang hier unter dem Baum. Dabei konnte er die Augen nur vor wenigen Sekunden geschlossen haben, und in diesem kurzen Zeitraum hatte er fast sein ganzes Leben noch einmal durchlebt.

Er blickte ausdruckslos auf das Raubtier. Die Hyäne zeigte ihre unheimlichen Zähne, schien sich aber nicht darüber schlüssig werden zu können, ob sie ihn angreifen sollte oder nicht. Die Wartezeit kam dem Kranken wie eine Ewigkeit vor. Er wünschte jetzt nur noch, sie würde den Sprung wagen und mit ihm kurzen Prozess machen. Dann wäre endlich alles zu Ende.

Plötzlich schien das Tier zusammenzuschrecken. Es schloss das Maul und starrte nach rechts. Dann entblößte es die Zähne und zog sich langsam zurück. Kaum aber war die Hyäne verschwunden, so stand ein großer Leopard an ihrem Platz und starrte Oskar an.

Herr, Gott! Weshalb quälst du mich so? Mach doch Schluss mit mir ...

Und Gott erbarmte sich über ihn. Oskar verlor das Bewusstsein. Er sah nicht, dass das Tier zusammenschreckte, sah nicht die Männer, die plötzlich auf dem Pfad auftauch-

ten, sah nicht den Leoparden einen Sprung in das Dickicht machen und verschwinden. Er wusste nicht, dass eine Schar Menschen, die auf der Suche nach ihm gewesen war, ihn umringte. Unter ihnen waren seine treuen Freunde Baka und Zangabai.

Ein paar Männer rannten sofort zurück und holten ein Fangnetz. Daraus machten sie eine Art Hängematte, die an einer dicken Bambusstange aufgehängt wurde, legten den weißen Mann hinein und brachten ihn, so schnell sie konnten, in ihr Dorf.

Als er wieder zu sich kam, lag er in einem zerbrechlichen Liegestuhl im Schatten einer kleinen Hütte. Zangabai trat gerade in diesem Augenblick durch die niedrige Türöffnung. Sein Gesicht erhellte sich, als er sah, dass der Mondele wieder bei Bewusstsein war.

»Wir haben dein Bett aufgestellt«, sagte er vorsichtig.

»Gott sei Dank!«, seufzte der Kranke. »Kannst du mir helfen aufzustehen?«

Eifrige Hände halfen ihm auf die Beine und führten ihn in die Hütte. Er ließ sich schwer auf dem Rand des Feldbettes nieder. Seine beiden jungen Freunde zogen schnell das Mückennetz zur Seite. Da sank er auf die dünne Matratze und blieb liegen. Seine Helfer zogen ihm die Schuhe aus und legten seine Beine auf das Bett.

Er öffnete die Augen und sah undeutlich Bakas Gesicht. Der Junge weinte dermaßen, dass die Tränen ihm eine nach der anderen über die blanken Wangen liefen.

»Es geht mit mir zu Ende«, flüsterte der Kranke. »Vergesst nicht ... was ich euch ... von Jesus ... erzählt habe ...«

Dann verlor er wieder das Bewusstsein. Er sah nicht, wie die beiden unglücklichen Jungen sich auf den Lehmboden warfen und weinten, während sie den Gott anriefen, den sie kaum kannten, den sie aber auf ihre Weise lieben gelernt hatten. Er sah auch nicht, wie sie wieder aufstanden, und er spürte es nicht, als sie ihn vorsichtig betasteten und feststellten, dass er noch am Leben war. Nun entfalteten sie eine fieberhafte Tätigkeit. Einer wollte den anderen an Eifer und Hilfsbereitschaft übertreffen. Sie pflegten ihn mit ungeschickten, aber treuen Händen, und sie wachten bei ihm, bis ihnen die Augen aus Mangel an Schlaf ganz starr wurden.

Von alledem bekam er nichts mit. Aber Gott zeigte einmal mehr, dass er unter den Menschen seine Engel hatte, tatenfrohe, treue Engel aus Fleisch und Blut. Er verlässt die Seinen nicht.

Als Oskar ein paar Tage später die Augen aufschlug und sich in dem halbdunklen Raum verwundert umblickte, wusste er zuerst gar nicht, wie ihm geschehen war. Lange blieb er regungslos liegen und starrte auf die rauchgeschwärzte Decke. Langsam, ganz langsam begannen die Dinge um ihn her Bedeutung zu gewinnen. Es war später Nachmittag. Die Jungen hatten das Mückennetz beiseitegezogen. Einer von ihnen stand in der Türöffnung und spähte gespannt zu ihm hin. Es war Baka. Ein zaghafes Lächeln verbreitete sich über das dunkle Gesicht.

Zangabai steckte den Kopf durch die Türöffnung, stellte sich auf die Zehenspitzen und blickte dem anderen über die Schulter. Da lächelte auch er, zaghaf und staunend. Nie würde Oskar diesen Anblick wieder vergessen. Beide hielten die Hände vor der Brust gefaltet, beide lächelten sie beinahe einfältig. Es schien, als trauten sie ihren eigenen Augen nicht.

Endlich sagte Baka vorsichtig: »Guten Tag, Mondele!«

Oskar blinzelte mit den Augen. Sprechen konnte er noch nicht. Aber dieser stille Gruß machte Bakas Glück vollkommen.

Da sagte auch Zangabai: »Guten Tag, Mondele!«

Als Oskar hörte, er sei zwei Tage und Nächte bewusstlos gewesen, da begriff er, wie besorgt sie gewesen sein mussten. Zwei Tage und Nächte hatten sie bei ihm gewacht. Sie hatten nicht gewagt, die Augen zu schließen, während ihr Mondele mit dem Tode rang. Er hatte ihnen früher ja auch so oft geholfen, hatte sich nicht gescheut, die scheußlichsten Dinge zu verrichten, um sie zu pflegen, wenn sie krank gewesen waren. Jetzt kam die Reihe an sie. Sie hockten neben dem niedrigen Bett und erzählten leise von ihrer Trauer, als sie geglaubt hatten, er wäre tot, und von ihrer Freude, als sie entdeckten, dass er noch lebte. Sie hatten für ihn gebetet, viel gebetet! Sie hatten ihm das Hemd und die Hose ausgezogen. Sie hatten das Bettzeug gewechselt, wenn es wieder ganz verschwitzt gewesen war. Sie hatten ihm das heiße Gesicht gewaschen, wenn ihm der Schweiß auf der Stirn stand, sie hatten ihn in seine eigenen und ihre Decken gehüllt, wenn er vom Fieber geschüttelt wurde. Sie hatten neugierige Dorfbewohner fortgejagt und sie so erschreckt, dass sie nur noch miteinander zu flüstern wagten – auch wenn sie ganz am anderen Ende des Dorfes waren. Die beiden glücksten vor Vergnügen, als sie das erzählten. Jetzt, wo die Gefahr vorüber war, konnten sie wieder lachen. Der Häuptling hatte nur wenige Minuten an der Tür stehen dürfen, um nach dem leidenden Mondele zu blicken. Dann hatten sie auch ihn, zwar sanft, aber entschlossen wieder hinausgeschoben.

Sie redeten alle beide, verbesserten einander oder nickten bestätigend. Sie waren wie zwei glückliche Kinder.

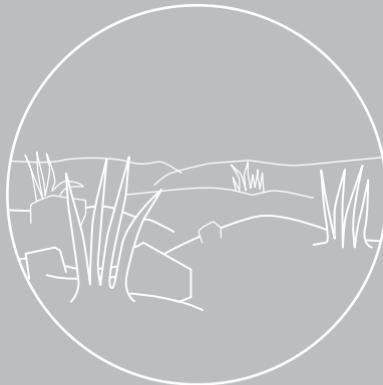
Und jetzt? Wollte der Mondele nicht etwas essen? Sie hatten Hühner und Eier und Reis und süße Kartoffeln! Oder wollte er vielleicht lieber Bananen haben?

Er lächelte angestrengt, tastete nach ihren Händen, und als er sie gefunden hatte, drückte er sie, eine nach der anderen. Aber essen konnte er wirklich nicht. Das war ganz ausgeschlossen. Vielleicht später.

»Legt euch jetzt hin und schlaft, Freunde!«, flüsterte er. »Ihr seid sehr tüchtig gewesen. So etwas vergisst Gott nicht. Aber jetzt müsst ihr euch ausruhen, sonst werdet ihr ebenfalls krank.« Sie blickten einander unsicher an und standen langsam auf. Es war, als könnten sie sich nicht recht entschließen. Sie glätteten ihm die Decke. Schließlich zogen sie sich zurück, verbeugten sich an der Türöffnung noch einmal und verschwanden.

Draußen im Wald waren Dorfbewohner auf der Suche nach passenden Stellen für ihre neuen Äcker. Vielleicht war der alte Acker zu klein. Vielleicht war der Erdboden schon ausgelaugt. Jetzt mussten sie sich jedenfalls neue Plätze suchen, wo sie pflanzen und säen konnten. Sie vermieden sorgfältig den Besitz anderer, ob es nun alte Äcker waren oder neue Plätze, die der Nachbar schon abgesteckt hatte. Sie blickten auf die großen, hochragenden Baumstämme, bogen dichtes Buschwerk beiseite, wühlten im Erdboden und betrachteten ihn prüfend. Dann nickten sie zufrieden und kennzeichneten die Stelle. Hier sollte ihr neuer Acker liegen.

NEUES ACKERLAND



Der Missionar, der vierzehn Tage später vor der Hütte saß, war immer noch sehr blass. Aber es ging aufwärts mit ihm. Er bekam wieder Appetit. Seine Beine waren noch schwach, und er stützte sich immer auf einen Stock, wenn er etwas herumging. Aber er fühlte, dass die Kräfte sich nach und nach wieder einstellten.

Er hatte sich vor dem Eingang der Hütte ein Blätterdach anbringen lassen. Nachdem er wieder zum Bewusstsein gekommen war, hatte er noch ein paar Tage das Bett gehütet. Bald war er aber wenigstens wieder so weit bei Kräften gewesen, dass er Anordnungen treffen konnte. Es verging aber eine ganze Woche, bis er sich nach draußen wagte. Bei dem ersten Versuch war er förmlich zurückgeprallt, als ihn die Sonnenstrahlen trafen. Da hatte er eingesehen, dass er sich vorläufig tagsüber drinnen aufhalten musste. Als es aber nach und nach besser mit ihm geworden war, hatte er sich in einem Liegestuhl unter dem Blätterdach vor dem Eingang niedergelassen.

In einem Halbkreis vor ihm saß eine Schar kleiner Jungen, die ihn erwartungsvoll anblickten. Er hielt ihnen den ersten Gottesdienst.

Ein »Gottesdienst« im Urwald und unter Menschen, die vom Evangelium noch nichts gehört hatten, musste sich notwendigerweise etwas anders gestalten als ein feierlicher Gottesdienst in einem christlichen Land. Auf den Missionsstationen, wo die Einheimischen doch so ungefähr wussten, worum es sich handelte, konnte er eine schon etwas mehr »heimatliche« Atmosphäre erhalten. Aber hier in der Wildnis erinnerte nur wenig an das, was Oskars Freunde in der Heimat einen Gottesdienst genannt hätten. Eigentlich war es überhaupt keine formelle

Feierlichkeit, sondern nur eine Art Unterredung mit den Anwesenden. Hatte sich der Missionar aber einige Tage an ein und derselben Stelle aufgehalten, dann konnte er beginnen, diesen Zusammenkünften eine einfache Form zu geben, bei der gebetet und gesungen und »geredet« wurde. Er musste sich aber stets damit abfinden, dass dieser »Gottesdienst« jeden Augenblick unterbrochen werden konnte. So kam es etwa vor, dass, während sie mitten beim Singen waren, jemand mit einer Ziege ankam, die er verkaufen wollte. Ein andermal erteilte eine der bedeutenderen Persönlichkeiten des Dorfes mitten in einer »Predigt« einem Kind laut den Befehl, sofort Glut zu holen, damit er sich seine große Bambuspfeife anstecken könne. Sobald diese Pfeife einmal angesteckt war, pflegte sie bei den Männern die Runde zu machen, bis sie bald alle in einer dichten Rauchwolke saßen. Aber Oskar hatte sich daran gewöhnt und ließ sich nicht weiter stören. Er fuhr fort zu predigen oder zu singen und tat, als wäre alles in bester Ordnung. Mit der Zeit, dachte er, würden sie schon lernen, wie sie sich bei einer solchen Gelegenheit benehmen könnten.

In dem Dorf, in dem er jetzt wohnte, hatten seine Gehilfen den Dorfbewohnern schon eine ungefähre Vorstellung davon gegeben, welche Bewandtnis es mit seiner Botschaft habe. Während seiner Krankheit waren sogar kleine »Gottesdienste« abgehalten worden, und die Leute hatten sich angewöhnt, einigermaßen still und aufmerksam dazusitzen. Oskar selbst war noch zu schwach, um zu singen, aber Baka und Zangabai sangen mit der Versammlung und brachten den kleinen Jungen die Lieder bei, die sie selbst gelernt hatten. Auch der Häuptling war mit einigen seiner Ratgeber erschienen. Er saß unmittelbar

vor dem Missionar auf einem behauenen Holzklotz, der ihm als Stuhl diente, und schlug sich unablässig mit einer schlanken Rute an die Beine, um die Fliegen wegzujagen.

Pekwa war ein stattlicher Mann mit einem breitschultrigen und kräftigen Körper. Sein Gesicht strahlte Würde aus, und die üblichen Tätowierungen auf der Stirn und an der Nase entstellten ihn keineswegs. Man hatte im Gegenteil das Gefühl, dass sie in dieser Umgebung durchaus passend waren. Das Einzige, was diese prächtige Erscheinung in ihrer Wirkung beeinträchtigte, war sein Versuch, sich auf europäische Weise zu kleiden. Er trug eine Kakihose, und diese reichte ihm nicht weiter als bis zur Mitte der Beine. Im Übrigen ging er barfuß. Den nackten Oberkörper schmückten einige ziemlich missglückte Tätowierungen. Um den Hals hing ihm ein rundes Band aus Antilopenhaut, an dem eine Reihe großer Leopardenzähne baumelte. Auf dem Kopf trug er einen alten, abgenutzten Filzhut, den er vermutlich von einem Weißen erhalten hatte. Er sang nicht mit, wenn die anderen nachzusingen versuchten, was Baka ihnen Stück für Stück beizubringen bemüht war. Entweder hielt er es für unter seiner Würde, oder er war der Meinung, das sei nur etwas für die Kleinen. Aber er folgte genau dem Geschehen, und wenn der Missionar den Tropenhelm beim Beten abnahm, erhob auch er langsam die Hand, rückte etwas an seinem Hut und brachte ihn schließlich herunter. Wenn der Missionar beim Gebet den Kopf beugte, tat Pekwa das Gleiche. Dabei schielte er zu Oskar und den anderen Teilnehmern der Versammlung, und seine Augen leuchteten verwundert aus seinem Gesicht.

Frauen waren nicht zugegen. Auch keine kleinen Mädchen. Das fanden alle ganz natürlich. Oskar, den die Einheimischen

»Yanisi« getauft hatten, wunderte sich darüber gar nicht. Er kannte die Leute ja nun schon, und er war überzeugt, im Laufe der Zeit würde sich auch das ändern.

Als er sich noch nicht aus der Hütte herausgewagt hatte, war Pekwa einmal zu ihm gekommen, und sie hatten ein sehr interessantes Gespräch miteinander geführt. Es war nicht schwer zu erraten, dass seine beiden Helfer vorher mit dem Oberhaupt der Dorfgemeinde eine Unterredung gehabt hatten. Pekwa wusste daher, dass der weiße Mann gekommen war, um sie zu unterrichten, die Kranken zu behandeln und sie zu lehren, wie man zu Gott betet. Das Letztere war für den Häuptling zunächst sicher weniger aktuell. Es war sogar fraglich, ob er dieser Seite der Sache auch nur einen einzigen Gedanken gewidmet hatte. Aber das mit der Krankenbehandlung interessierte ihn. Unter seinen Leuten waren viele Kranke. Und sein eigener Medizinmann hatte ihnen nicht immer helfen können.

Oskar hatte ihn wissen lassen, dass er die Absicht habe, sich irgendwo niederzulassen. Da hatte der Häuptling sofort gesagt: »Weshalb nicht hier bei mir?«

Oskar blickte den Häuptling lange ernst an. Es war das erste Mal, dass er ein solches Angebot erhielt. Sprach Gottes Stimme aus dem Häuptling? War dieser Ort für ihn bestimmt? Oskar hatte das Gefühl, vor einer entscheidenden Wahl zu stehen.

»Mein Dorf ist dein Dorf«, fuhr der Häuptling fort. »Mein Volk ist dein Volk. Ich glaube, du hast die schwarzen Männer gern. Du behandelst uns nicht, wie es die anderen Weißen tun. Hin und wieder kommt einer von ihnen hier vorüber. Aber sie sind nicht wie du. Sie geben uns Gesetze, die wir nicht verste-

hen. Andere nehmen unsere Frauen und hetzen sie gegen uns auf. Aber du sollst gern Frauen von uns bekommen«, beeilte er sich hinzuzufügen, »wenn du bei uns bleiben willst. Eine meiner Töchter –«

Oskar lächelte und wehrte mit der Hand ab.

»Deine Tochter ist sicher die schönste Blüte des Dorfes«, sagte er. »Sie verdient ein besseres Los. Es ist nicht gut für die schwarzen Mädchen, sich an einen weißen Mann zu binden. Und die weißen Männer, die eure Frauen nehmen, handeln nicht recht gegen euch. Außerdem habe ich schon eine Frau. Sie wird bald herkommen. Und ich habe sie so gern, dass ich keine andere neben ihr haben möchte. Aber du bist ein großer Häuptling und kannst das sicher verstehen.«

Der Häuptling machte zuerst ein ziemlich verständnisloses Gesicht. Bei Oskars letzten Worten aber nickte er nachdenklich und gab seinen Beifall mit einem zufriedenen Brummen zu erkennen.

»Ich bin hergekommen, um den schwarzen Männern zu helfen«, fuhr Oskar fort. »Wenn meine Frau kommt, wird sie euren Frauen helfen können. Aber bist du auch ganz sicher, dass du uns hier haben willst? Du hast gesagt, dass der Staat euch Gesetze gibt, die ihr nicht versteht. Es kann sein, dass auch Gott euch Gesetze gibt, die ihr nicht versteht. Du musst wissen, ich bin nur Gottes Diener und komme nicht in meinem eigenen Namen. Gott hat mich zu euch geschickt.«

»Was für Gesetze bringst du uns?«

»Ich bringe euch keine Gesetze, Häuptling. Ich bin von Gottes Willen abhängig. Genauso wie du. Aber die Sache ist die, dass Gott uns alle liebt, auch euch Schwarze, und er will uns zeigen,

wie wir glücklich sein können und was gut für uns ist. Gott gibt Gesetze, aber er tut es, um die Menschen glücklich zu machen. Doch zuerst und vor allem habe ich euch eine gute Botschaft, eine große Neuigkeit zu verkündigen. Wenn ihr bereit seid, sie zu hören, dann wird Gott euch auch den Weg zu Freude und Frieden zeigen.«

Der Häuptling stand auf. Er hatte offenbar die Absicht, eine Art Schwur abzulegen. Aber Oskar verhinderte es.

»Es ist gut, Häuptling«, sagte er. »Ich glaube dir. Das Wort eines Häuptlings gilt auch ohne Schwur. Aber wie wird dein Volk sich dazu stellen?«

»Mein Volk?«

»Ja, ich soll deine Leute doch unterrichten und ihnen Arzneien für ihre Krankheiten geben.«

»Meine Leute?«, fragte der Häuptlingverständnislos. »Was haben die denn mit der Sache zu tun? Ich bin hier der Häuptling. Ich werde meinen Leuten befehlen, zu dir zu kommen. Wenn sich einer dem Befehl widersetzt, dann wird er ausgepeitscht. Wollen sie deine Unterweisung nicht annehmen, dann bekommen sie Ketten um den Hals, und wenn du es wünschst, sollen sie sterben.«

Da musste Oskar lächeln.

»Nein, Häuptling«, sagte er. »Der Gott, dem ich diene und der mich geschickt hat, will das nicht. Du bist Häuptling, und Gott hat dich eingesetzt, damit du Gerechtigkeit übst. Wenn einer deiner Untertanen ein Unrecht begeht, hat Gott dich dazu eingesetzt, dass du das Urteil über ihn sprichst. Aber in diesen Dingen müssen sie tun dürfen, was sie wollen. Ich will nicht, dass du jemanden auspeitschst, weil er nicht zu mir kommen

will. Wenn sie mich nicht lieben, so will Gott dennoch, dass ich sie liebe.«

Das ging über den Verstand des Häuptlings. Er setzte sich wieder hin und rieb sich seine spärlichen grauen Bartstoppeln, während er mit großen Augen auf den Weißen starrte. Endlich brach es aus ihm heraus: »Du bist ein guter Mensch!«

Er saß eine Weile still da und betrachtete den Missionar. Dann stand er auf und reichte Oskar die Hand. Dieser drückte sie herzlich.

»Du bleibst hier, Mondele«, sagte der Häuptling ernst. »Ich werde dir von meinen Leuten ein großes, schönes Haus bauen lassen.«

»Dafür werde ich bezahlen«, sagte Oskar.

»Nein!«, sagte der Häuptling bestimmt, beinahe streng. »Dafür wirst du nicht bezahlen. Es soll mein Geschenk für dich sein. Und wenn deine Frau kommt, werde ich auch für sie ein großes Haus bauen. Nicht so groß wie deins«, beeilte er sich hinzuzufügen, »aber doch ein Haus, das einer weißen Madamo würdig ist. Wann kommt sie? Hier im Wald ist niemand, der jemals eine weiße Frau gesehen hat.«

Oskar zuckte die Schultern. »Das weiß ich noch nicht«, sagte er. »Zuerst muss ich ja wissen, wo ich mich niederlassen werde.«

»Du bleibst hier bei mir, habe ich gesagt!« Der Häuptling ging zur Tür, wandte sich noch einmal um und blickte Oskar lange an. »Ja, du bleibst hier«, wiederholte er. Dann beugte er den Kopf, ging durch die Türöffnung und verschwand. Einer seiner Leute kam herein, holte den Stuhl des Häuptlings, grüßte und verschwand ebenfalls. Oskar stand gedankenversunken da und blickte ihnen nach.

Dies war vor über einer Woche geschehen. Heute hatte er mit dem Häuptling und einigen seiner Leute einen kleinen Besichtigungsroundgang gemacht. Sie hatten einen Tragstuhl für ihn angefertigt, weil er noch zu schwach war, um weite Wege zu machen. Sie waren auf einer in der Nähe gelegenen Anhöhe gewesen. Oskar hatte eingestehen müssen, dass dieser Platz ideal aussah. Wenn der Wald gerodet wurde, gewann man ein Baugelände, auf dem sich ziemlich große Bauten errichten ließen.

Sie waren auch am Flussufer gewesen. Es lag nur wenige Kilometer von dem Dorf entfernt. Dort hatten Fischer ihre Hütten gebaut. Sie waren von einem anderen Volk, wie der Häuptling erklärte. Wahrscheinlich waren sie in alten Zeiten eingewandert. Aber sie sprachen dieselbe Sprache wie Pekwas Leute und erkannten ihn als ihren Häuptling an.

Die Dorfbewohner waren froh, dass sie sie hatten, denn sie selbst waren keine Flussmenschen. Das war wohl auch der Grund, weshalb man sie nicht zu Sklaven gemacht hatte, sondern als freie Menschen leben ließ. Am Ufer lagen eine Reihe Kanus. Jedes war aus einem einzelnen Baumstamm herausgehauen, und manche hatten eine Breite von mehr als einem Meter. Die größten waren in der Mitte mit einem Dach aus Zweigen und Blättern versehen. Einzelne waren so klein, dass sie wohl für eine einzige Person bestimmt waren.

»Diese Leute leben mehr in ihren Booten als auf dem Lande«, sagte der Häuptling. »Einige von ihnen schlafen, kochen und arbeiten in ihnen.«

Der Fluss war sehr breit. Auf der anderen Seite sah man einige Hütten, die eine andere Bauart hatten als die des Dorfes. »Das

sind unsere Feinde«, erklärte Pekwa. »In meiner Jugend haben wir mit ihnen Krieg geführt. Ich habe einige Sklaven, die von dem Volk dort drüben stammen. Sie haben wohl auch einige Sklaven von uns«, fügte er düster hinzu. »Wir führen nicht mehr Krieg miteinander. Die Behörden wollen es nicht. Aber es sind wilde Menschen, und wenn die weißen Männer von der Behörde mehr Verstand hätten, würden sie uns erlauben, dass wir über den Fluss gehen und sie ausrotten. Sie sind noch Menschenfresser. Bei uns haben wir diesen Brauch abgeschafft.«

»Vielleicht werde ich sie ebenfalls besuchen«, sagte Oskar, während er nachdenklich zum anderen Flussufer hinüberblickte.

»Sie besuchen? Bist du noch ganz bei Verstand?« Der Häuptling war aufrichtig verblüfft. »Das kann doch nicht dein Ernst sein! Außerdem bleibst du hier bei mir!«

Sie begaben sich zurück ins Dorf. Oskar blieb an diesem Abend noch lange wach und dachte über alles nach. War dies der Wohnort, den Gott für ihn vorgesehen hatte? Sein Herz klopfte erwartungsvoll bei dem Gedanken, er habe sein Ziel vielleicht erreicht. Im nächsten Augenblick aber kamen ihm wieder Zweifel. Er betete zu Gott und bat ihn um Wegweisung. Er liebte es nicht, auf den Zufall zu vertrauen, wenn es galt, Gottes Willen zu ergründen. Aber unwillkürlich gab er diesmal der Versuchung nach: Er schlug die Bibel auf und legte den Finger auf eine beliebige Stelle. Als er aber las, was da geschrieben stand, wurde er nicht klüger.

»Jede Stätte, die euer Fuß betritt, ist euer!«

Das konnte ja alles Mögliche bedeuten. Es konnte bedeuten, er solle sich bei Pekwa niederlassen. Es konnte aber auch hei-

ßen: »Wo auch immer du dich niederlässt, werde ich mit dir sein.« Vielleicht sollte er seinen Verstand gebrauchen und sich nicht auf Zeichen oder Eingebungen verlassen. Er überlegte hin und her, und als er spät in der Nacht das Licht auslöschte und zur Ruhe ging, hatte er noch immer keine Gewissheit erlangt. Aber selbst während des Schlafes stand die Gestalt des Häuptlings vor ihm, und im Traum hörte er ihn gebieterisch sagen: »Du bleibst hier!«

Als er am nächsten Morgen aufstand, hatte er sich entschlossen. Jetzt saß er mit dem Häuptling und einigen seiner Leute unter dem Blätterdach, um ihnen auf ihr Angebot Antwort zu geben.

Er hatte kein »Buch Gottes« in ihrer eigenen Sprache oder in einem ihnen bekannten Dialekt, aus dem er ihnen hätte vorlesen können, aber seine eigene abgegriffene norwegische Bibel im schwarzen Einband machte auf sie einen großen Eindruck. Hier und da hatte er kleinere Übersetzungen zwischen die Blätter geschoben. Eine von ihnen las er ihnen jetzt vor. Der Text dieses Tages stand bei Lukas 4,18-19:

»Der Geist des Herrn ist auf mir, weil er mich gesalbt hat, Armen gute Botschaft zu verkündigen; er hat mich gesandt, Gefangenen Befreiung auszurufen und Blinden das Augenlicht, Zerschlagene in Freiheit hinzusenden, auszurufen das angenehme Jahr des Herrn.«

Er las alles dreimal langsam und deutlich vor, und die Worte machten sicher einen genauso starken Eindruck auf seine stauenden Zuhörer wie damals auf die Leute in der Synagoge, als der Meister selbst zu ihnen sprach. Sie verstanden nicht die Reichweite dieser merkwürdigen Worte. Sie waren gewohnt,

mit handgreiflichen Sachen und Dingen zu rechnen. Aber die Botschaft, so unverständlich sie auch für sie alle war, musste doch irgendwie Ausblicke für sie eröffnen, die über ihren Horizont hinausgingen. Denn sie saßen mit offenem Mund da, voller Verwunderung und Erwartung.

Oskar fragte sich im Stillen, was sie wohl denken mochten, und er bat Gott um Wegweisung, wie er diesen unwissen- den Seelen helfen könnte. Er begann ihnen zunächst von dem guten Gott zu erzählen. Auch sie wussten von dem einzigen Gott, der sie geschaffen hatte. Aber für sie war er nur ein hartes und unbarmherziges Schicksal. Sie beteten nicht zu Gott. Sie begnügten sich mit kleinen Götzen und den Geistern ihrer Vor- fahren. Von diesen allen konnte wohl kaum einer gut genannt werden, und die Einheimischen selbst wären die Letzten gewesen, etwas Derartiges zu behaupten. Aber auch der wirkliche Gott, der Schöpfer, war nicht gut. Er war hart und launenhaft. Hier bekamen sie von einem Gott zu hören, der sie liebte! Der Häuptling schüttelte unwillkürlich den Kopf.

»Du irrst dich, Mondele«, sagte er. »Gott ist nicht gut zu uns. Er ist gut zu den Weißen, aber nicht zu uns.«

»Nein, er ist zu allen gut«, sagte Oskar.

Wieder schüttelte der Häuptling den Kopf, aber Oskar sprach weiter. Wer brachte das Saatkorn zum Keimen? Wer gab ihnen die Regenzeit und die Dürre? Wer gab ihnen Augen zum Sehen, sodass sie nicht blind herumtasten mussten? Wenn sie geduldig sein wollten, dann würde er ihnen die größte Neuigkeit aller Zeiten erzählen.

Es war das erste Mal, dass sie das Evangelium zu hören beka- men. Sie erfuhren, von wem diese Worte, die er eben gelesen

hatte, gesprochen worden waren. Waren es nicht gute Worte? Ja, das mussten sie zugeben. Sie hörten davon, wie er auf der Erde gelebt und Gutes getan hatte. Und Gott, der sie liebte, hatte ihn geschickt. Es war eine lange Predigt, oder genauer gesagt: eine lange Erzählung.

Ein paar Frauen waren in einiger Entfernung stehen geblieben. Er sprach so laut, wie er konnte, weil er wollte, dass sie ebenfalls hören konnten. Er sah, dass sie näher kamen. Eine ältere, weißhaarige Frau setzte sich auf den Boden und lauschte aufmerksam. Sie war nicht so weit entfernt, dass er nicht hätte sehen können, wie sich das, was er sagte, in dem wechselnden Ausdruck ihres Gesichtes widerspiegelte. Der Anblick dieser alten, von Sehnsucht erfüllten Frau veranlasste ihn, von einer anderen Frau zu erzählen, die achtzehn Jahre lang verkrüppelt gewesen war. Er sah, wie das Gesicht der alten Frau aufleuchtete. Es war, als malten sich auf ihm Verwunderung, Zweifel und freudige Erwartung abwechselnd ab. Schließlich sprach er nur noch zu ihr. Selbst wenn er sich an den Häuptling wandte, richtete er seine Worte im Grunde an die alte Frau und nicht an den Häuptling.

Jetzt habe Gott ihn zu ihrem Dorf geschickt, sagte er. Er würde ihre Wunden waschen, ihre schlechten Zähne ziehen und sie alles lehren, was Gott in seinem Buch befohlen habe. Sie waren doch krank, nicht wahr? Jetzt würde Gottes Bote ihnen helfen, so gut er konnte. Er war nicht so geschickt wie sein Meister, aber er würde sein Bestes tun. War also Gott nicht auch zu ihnen gut?

Der Häuptling nickte langsam. Was Oskars Herzen aber am meisten wohltat, war, dass die alte Frau, die dort in einiger Entfernung auf dem Boden saß, ebenfalls nickte.

Sie waren doch in Gefangenschaft, nicht wahr? Hier verstanden sie ihn nicht sofort. Aber da erinnerte er sie an die Angst, in der sie bei Tag und bei Nacht lebten: an die Furcht vor den Geistern, die Furcht vor dem bösen Blick, die Furcht vor Zauberei und nicht zuletzt die Furcht vor dem Tod. Sie stutzten. Sollten sie jemals von der Knechtschaft und dem Fluch frei werden, dem alle Menschen von Geburt an unterworfen schienen?

Aber gerade deshalb war er ja hergekommen! Das wollte Gott ihnen ja durch seinen Mund erzählen!

Jetzt musste der Häuptling ihn wieder unterbrechen. »Du sprichst da merkwürdige Worte«, sagte er. »Wir verstehen sie nicht, aber wir wollen sie gern öfter hören. Gott wird uns vielleicht so viel Weisheit geben, dass wir sie verstehen können.«

Oskar nickte. »Das wird er«, sagte er. »Und jetzt möchte ich euch, bevor ich schließe, nur noch eins sagen: Ich habe beschlossen, bei euch zu bleiben. Darf ich?«

Da erhob sich der Häuptling schnell und streckte ihm die Hand hin. »Es ist gut, Mondele«, sagte er. »Wir wollen.«

Oskar nahm seine Hand entgegen, wandte sich aber halb an die anderen. »Und was sagt ihr dazu?«, fragte er.

»Sie wollen, was ich will«, unterbrach ihn der Häuptling. »Hast du sonst für heute noch Wünsche?«

Selbstverständlich wollten sie, was der Häuptling wollte! Es konnte ihnen nie einfallen, etwas anderes zu wollen. Der Wille des Häuptlings war für diese Menschen Gesetz. Sie folgten dem kleinsten Wink des Häuptlings – im Guten wie im Bösen, im Leben wie im Tod. Sie stellten nicht lange Betrachtungen an, sie gehorchten einfach. Der Wille des Häuptlings war ihr Schicksal. Pekwas Übelwollen hätte alle Missionsarbeit auf

lange Zeit unmöglich machen können. Pekwas Wohlwollen öffnete die Tore weit.

Oskar blickte noch immer fragend auf die anderen.

»Wir wollen«, antworteten sie im Chor.

Er blickte zu den Frauen hinüber. Die alte Frau war auf die Beine gekommen und ging mit schnellen, kurzen Schritten zu den Dorfhütten. Er konnte sich vorstellen, wie die Frauen dort im nächsten Augenblick in Aufruhr geraten und alle gleichzeitig reden würden. Die alte Mutter hatte wichtige Neuigkeiten zu erzählen.

Seine Augen wurden feucht. Dies war für ihn ein feierlicher Augenblick.

»Ich bleibe hier«, sagte er und blickte den Häuptling fest an, während er ihm die Hand drückte. »Jetzt wollen wir nur noch zu dem guten Gott beten, dass er uns allen helfen möge. Dann könnt ihr gehen.«

Hinten aber bei einer der Hütten stand ein älterer Mann, der ihn nicht aus den Augen ließ. Er hatte die Worte des Missionars und die des Häuptlings gehört. Ein Ausdruck von Ärger zog sich über das tätowierte Gesicht. Als Oskar zu beten begann, zog der Alte sich zurück und verschwand. Oskar hatte ihn gesehen und wunderte sich.

In den folgenden Tagen stand er häufig am Ufer des Flusses und blickte zur anderen Seite hinüber.

Wilde Menschenfresser? Ja. Aber Gott liebte sie. Grausam, unbarmherzig, unwissend? Ja. Aber Gott würde ihre dunklen Seelen erleuchten. Es würde vielleicht lange dauern. Aber eines Tages würde auch bei ihnen die Sonne aufgehen. Sie waren Sklaven der Sünde und des Aberglaubens, aber der Herr hatte ihn ausgesandt, »Gefangenen Befreiung auszurufen«, »Zer-

schlagenen in Freiheit hinzusenden« und »das angenehme Jahr des Herrn« zu verkünden.

Oft war er auf der Höhe draußen vor dem Dorf. Er arbeitete sich in verschiedenen Richtungen durch den Urwald und bekam eine recht gute Kenntnis von der Größe dieses Gebietes.

Noch hatte er nicht nach Hause geschrieben und von seinem Entschluss berichtet. Immer wieder hatte er es versucht, aber immer wieder hatte er es aufgeben müssen. Er wusste nicht recht, wie er ein solches Schreiben abfassen sollte. Es war ihm Gedanke der gekommen, er solle auf eigene Faust handeln und es sein eigenes Tätigkeitsfeld sein lassen. Aber er schob ihn beiseite. »Was für ein Wahnsinn!«, sagte er ärgerlich zu sich selbst. »Ist dies etwa meine Arbeit? Und kann ich sie alleine schaffen? Es wäre etwas anderes, wenn die Freunde in der Heimat sich weigerten, die Verantwortung zu übernehmen. Dann müsste ich es in Gottes Namen allein versuchen, sofern sich nicht andere Möglichkeiten ergäben.«

Aber Solveig? Wäre es richtig, sie zu bitten, sie möge herkommen, wenn sie beide allein die Aufgabe auf sich nehmen müssten? Kannte er sie richtig, dann würde sie ohne Bedenken ja sagen. Er wäre nicht imstande, sie zu hindern. Aber wie sollte sie zu ihm herkommen können, wenn die Freunde sie nicht schicken wollten?

Sein vorläufiges Ziel hatte er offensichtlich erreicht. Doch er sah ein, dass er mit den Problemen noch längst nicht fertig war. Auf jeden Fall musste er ihr einen klaren Bescheid zukommen lassen. Ja, vielleicht musste er alles Weitere Gott ans Herz legen.

Er war jetzt wieder ganz wohlauf, aß mit Appetit und schlief gut. Er fühlte sich fast genauso stark wie vor seiner Erkran-

kung. Der Häuptling überhäufte ihn mit Geschenken in Gestalt von Eiern, Hühnern und Bananen.

Er hatte begonnen, den Dorfbewohnern Arzneimittel zu geben. An jedem Vormittag hatte er dreißig bis vierzig Kranke um sich. Seine Vorräte waren nicht sehr groß, aber er konnte schon mit kleinen Mitteln viel erreichen. Aus Schwefel und Palmenfett bereitete er die dringend benötigte Krätzesalbe. Schon allein diese Behandlung hatte sie davon überzeugt, dass ein Bote des Herrn zu ihnen gekommen war.

Eines Abends setzte er sich zu später Stunde hin, um endlich zu schreiben. Es ging jetzt leichter, denn er hatte den Brief schon lange in Gedanken geformt. Es war still im Dorf. Die Bewohner hatten sich zur Ruhe gelegt. In den kommenden Jahren sollte diese Nacht stets lebendig in seiner Erinnerung weiterleben. Alle Einzelheiten der Hütte waren seinem Gedächtnis fest eingeprägt. Jeden Laut, der aus dem Wald zu ihm drang, erlebte er in der Erinnerung genau so, wie er ihn an diesem Abend in Wirklichkeit gehört hatte.

Die kleine, einen halben Quadratmeter große Fensteröffnung war durch einen Laden aus ungehobeltem Holz versperrt. Aber die Tür stand offen. Seine kleine Laterne auf dem Tisch vor ihm verbreitete einen schwachen gelben Schimmer im Raum. Er saß unmittelbar an der Türöffnung und schrieb. Eine große Motte schlug gegen das Laternenglas und flatterte herum. Die Mücken sangen ihm um die Ohren. Draußen im Urwald hörte er heisere, erregte Schreie irgendeines Nachttiers.

Ein unerklärliches Gefühl veranlasste ihn, zur Türöffnung zu blicken. Er schreckte zusammen. Dort stand eine Wildkatze mit gesträubtem Fell und funkelnden Augen! Das Tier öffnete

das Maul und fauchte ihn ein paarmal an. Er griff unwillkürlich nach dem Stock, den er stets in seiner Nähe hatte.

Da wandte sich die Katze um und machte ein paar Schritte auf ihn zu. Dann blieb sie wieder stehen, blickte zu ihm hin und fauchte. Es wirkte geradezu, als spuckte sie ihn an. Endlich verschwand sie in der Nacht.

Er stand auf und schloss die Tür, die aus zusammengebundenen Rindenstücken bestand. »Solche Besuche verbitten wir uns«, sagte er halblaut. »Ich werde gut daran tun, die Tür geschlossen zu halten. Vielleicht ist es das nächste Mal ein Leopard.« Er setzte sich wieder hin und schrieb weiter, wo er den Brief abgebrochen hatte.

Es war spät in der Nacht, als er endlich die Feder aus der Hand legte und den bedeutungsvollsten Brief, den er jemals geschrieben hatte, noch einmal durchlas.

Endlich sei er so weit gekommen, dass er ein Ziel sehe, schrieb er. Sechs Monate lang sei er herumgereist, um das Evangelium zu verkünden. Jetzt endlich habe er sich fest niedergelassen. Es stehe nun bei ihnen, wie sie sich zu seinem Vorschlag stellen wollten. Er schlage Folgendes vor:

1. Die neue Missionsgesellschaft solle ihre Tätigkeit in diesem Bezirk mit Pekwas Dorf als Ausgangspunkt aufnehmen.
2. Solveig Senstad solle ausgesandt werden, sobald sie ihre Vorbereitungszeit beendet habe.
3. Von Anfang an müsse man eine Erweiterung der Arbeit vorsehen. Sobald wie möglich müsse noch ein Ehepaar ausgesandt werden, wovon die Frau am besten als Krankenpflegerin ausgebildet sein müsse.

Wenn sie glaubten, sie könnten diese Arbeit nicht übernehmen, müssten sie ihn sofort davon unterrichten. Er werde sich dann mit einer anderen Missionsgesellschaft in Verbindung setzen. Die Tore seien geöffnet, und er wage es nicht, Gott, der ihn geschickt habe, ungehorsam zu sein.

Er danke ihnen für das Vertrauen, das sie ihm erwiesen hätten.

Könnten sie die Arbeit hier nicht aufnehmen, dann sollten sie selbstverständlich auch Solveig nicht herschicken. Das werde für ihn sehr hart sein, aber es stehe in Gottes Hand. Er könne nicht daran denken, von dem Feld seiner Tätigkeit fortzugehen, solange er es nicht in zuverlässigen Händen wisse.

An Solveig schrieb er einen langen Brief und unterbreitete ihr die Sache. Er erzählte, was er der Missionsgesellschaft geschrieben habe und dass er hoffe, dass die Freunde seine Vorschläge annehmen könnten. Wenn alles nach Wunsch gehe, werde er nach Kinshasa reisen und sie dort abholen. Sie könnten dann getraut werden und zusammen in sein neues Zuhause und Arbeitsfeld reisen. Er legte eine lange Liste von Arzneimitteln und Instrumenten bei, die sie mitbringen müsste, wenn Gott es so füge, dass sie komme.

Er wolle ihr kein leichtes, dornenfreies Leben vortäuschen. Sie müsse es sich reiflich überlegen, bevor sie sich entschließe.

Er wunderte sich selbst über den kurzen, beinahe geschäftsmäßigen Ton seiner beiden Briefe. Aber er war jetzt zu müde, um sie neu zu schreiben. Außerdem eilte es. Er versiegelte die Umschläge, schrieb die Adressen darauf, schob sie von sich und sagte halblaut: »In Jesu Namen!«

Und es kam ein Tag – es war etwa vier Monate später –, da glaubten die Dorfbewohner im Ernst, der weiße Mann habe den Verstand verloren.



»Baka! Zangabai! Hallo! Wo seid ihr? Könnt ihr nicht hören?
Kommt her! Schnell! Wo in aller Welt bleibt ihr denn?«

Die Jungen ließen fallen, was sie in den Händen hatten und rannten zu der Hütte. An der Türöffnung stießen sie zusammen, denn jeder wollte der Erste sein. Und so quetschten sie sich denn gleichzeitig durch die enge Öffnung. Ehe sie noch wussten, wie ihnen geschah, war der Mondele schon über ihnen. Er ergriff den Nächsten – es war Baka – und tanzte mit dem ganz verwirrten Jungen herum. Der kleine Zelttisch kam ihnen in den Weg und klappte mit einem Knall zusammen. Zangabai machte erschrocken kehrt und wollte durch die Tür entwischen. Aber es war zu spät. Schon wurde er gepackt und in demselben gewaltsamen Rundtanz herumgerissen wie der andere. Baka, der seine Freiheit wiedererlangt hatte, war schon auf dem Weg nach draußen, als er aufs Neue ergriffen wurde. Jetzt wurden sie beide von starken Händen festgehalten und starnten erschrocken in ein lachendes, aber beinahe fremd aussehendes Gesicht.

»Sie kommt!«, rief Oskar. »Hört ihr nicht? Sie kommt! Madamo! Könnt ihr nicht sprechen? Versteht ihr denn nicht, was ich sage? Madamo kommt, sage ich! Oh, ich danke dir, lieber Gott!«

Die Jungen standen noch eine Weile mit offenem Munde da, bevor ihnen aufging, was er meinte. »Kommt – kommt Madamo?«, fragte Baka verwundert. Plötzlich verstand er, was der Mondele meinte. »Madamo kommt!«, rief er, und jetzt packte er Oskars Arme.

»Ja, das sage ich ja!«, rief Oskar. Er lachte ausgelassen und schüttelte ihn. »Heute kam der Brief aus Norwegen! Und viele Grüße an Baka und Zangabai von Madamo!«

Endlich ging auch Zangabai ein Licht auf. Zu sagen, er habe gelächelt, wäre ein schwacher Ausdruck gewesen, denn sein großer Mund reichte von einem Ohr bis zum anderen. Er lachte lautlos, und es war ein so von Herzen kommendes Lachen, dass er beinahe gar nicht schnaufen konnte. Er trippelte mit den Füßen immer auf derselben Stelle wie ein ungeduldiges Pferd vor dem Lauf und wischte sich die Hände an der Seite ab, als wäre er bereit, jede ihm zugewiesene Aufgabe auf der Stelle und im Nu auszuführen. Als er endlich seine Zunge in der Gewalt hatte, fragte er eifrig: »Wann kommt sie? Heute?« Er war schon auf dem Sprung, um zu der kleinen, primitiven Küche zu laufen und das Essen fertigzumachen.

»Nein! Was fällt dir ein!«, sagte Oskar, der Mühe hatte, ein Lachen zu unterdrücken. »Nicht heute. Aber bald. Sie ist auf dem Weg. Ich muss fortreisen und sie abholen.«

Die Jungen taten einen großen Seufzer und kamen etwas mehr zu Ruhe. Sie sammelten die Briefe auf, die verstreut auf dem Boden lagen, stellten den Tisch an seinen Platz und eilten zurück zu ihrer Arbeit. Aber es war ihnen den ganzen Tag über nicht möglich, ihre Aufregung zu verbergen. Sie lächelten, sie lachten, sie schlügen sich auf die Knie. Alle Augenblicke unterbrachen sie ihre Arbeit, um von Madamo zu sprechen. Manchmal erinnerte einer den anderen an den Rundtanz mit dem Mondele, und dann brüllten sie beide vor Lachen. Ehe eine halbe Stunde vergangen war, sollte das ganze Dorf wissen, dass Madamo auf dem Weg zu ihnen war!

Aber diese Neuigkeit wollte Oskar selbst erzählen! Er begab sich mit schnellen Schritten zu den Hütten des Häuptlings. Es war spät am Nachmittag. Die Frauen waren auf dem Rückweg vom Acker. Dort kam die alte Frau. Sie waren beide gute Freunde geworden. Die Frauen fanden es nicht länger naturwidrig, dass sie zum Gottesdienst kamen. Der Mondele hatte genauso viel mit ihnen gesprochen wie zu den Männern.

Die alte Frau trug ein großes Holzbündel auf dem Kopf. Als Oskar an ihrer Hütte vorbeikam, ließ sie es gerade schwer zu Boden fallen. Während sie sich das Haar von dem Holzabfall säuberte, blickte sie zu ihm auf.

»Guten Tag, Mbilika!«, rief er. »Jetzt sollst du eine Neuigkeit hören! Du bist die erste Frau, der ich sie erzähle. Du kannst allen Frauen sagen, dass meine Madamo kommt. Ich reise ihr entgegen und hole sie.«

Sie richtete sich auf und blickte ihn mit großen, strahlenden Augen an. An ihren Blicken war etwas Fragendes und Verwundertes, als wage sie es nicht recht, diese Neuigkeit zu glauben. Dann stimmte sie ein schallendes Geheule an, wobei sie sich mit der Hand auf die Lippen schlug. Das war ihre Art, ihre Freude zum Ausdruck zu bringen.

Oskar lief weiter, aber hinter sich hörte er schon die lebhaf-ten und lautstimmigen Kommentare der Frauen.

Pekwa saß auf einem behauenen Holzklotz. Ein Junge kniete vor ihm und grub aus seinen Zehen Erdflöhe heraus. Voller Eifer und mit tiefem Ernst arbeitete er mit einer spitzen Elfenbein-nadel, wobei seine Zunge im Mund hin und her fuhr und mal die eine, mal die andere blanke Wange ausbeulte.

Der Häuptling blickte auf, als Oskar grüßte. Aber er wandte seine Aufmerksamkeit sofort wieder dem Jungen zu und versetzte ihm mit dem Handrücken einen Schlag auf den Kopf. Der Ärmste war mit den empfindlichen Zehen der Hoheit zu unsanft verfahren.

»Ich bin gekommen, um dir zu sagen, dass ich wegreisen muss«, sagte Oskar, dem Anschein nach höchst gleichmütig.

»Wegreisen? – Au, du Bengel!«

Der Junge war bei Oskars Bemerkung etwas zusammengefahren, und dabei war er über die empfindlichen Zehen des Häuptlings hergegangen. Bevor der Arme noch wusste, wie ihm geschah, saß Pekwas Fuß auf seiner Brust, und er purzelte um. Er war augenblicklich auf den Beinen und in Sicherheit, bevor der nächste Fußtritt kam. Pekwa blickte ihm düster nach und rieb sich den Fuß. Dann wandte er sich wieder an Oskar.

»Wegreisen«, sagte er noch einmal. »Unsinn! Habe ich dir nicht gesagt, du sollst hier bei mir bleiben? Dein Haus ist ja bald fertig!« Und zu dem Jungen: »He, du! Sieh zu, dass du bald fertig wirst, bevor ich dich totschlage!« Dann wandte er sich wieder an Oskar, und sein Gesicht sah beinahe kriegerisch aus. »Hat dich jemand schlecht behandelt?«, fragte er. »Dann werde ich –!«

»Nein«, erwiderte Oskar lächelnd. »Aber ich muss doch wegreisen, und du wirst mir sicher Träger zur Verfügung stellen.« Er brachte es nicht übers Herz, den armen Häuptling noch länger zu peinigen. »Ich bleibe nicht lange fort«, sagte er.

»Ach, du willst nur zur Handelsniederlassung reisen?«, fragte Pekwa erleichtert. »Du sollst Träger bekommen. Reist du sofort?«

»Morgen. Aber ich will noch weiter als bis zur Handels-niederlassung. Ich fahre mit dem Flussdampfer ganz bis Kinshasa!«

»Du willst ausreisen!«, unterbrach ihn Pekwa. »Was haben wir dir Übles getan?«

»Nein, du kannst überzeugt sein, dass ich nicht ausreise«, sagte Oskar herzlich. »Habe ich nicht gesagt, dass ich hier bei dir bleibe? Ich will nur meine Frau holen.«

»Kommt Madamo?«, rief Pekwa, der in einem Nu völlig verwandelt war. »Du lügst doch wohl nicht? Nein, du lügst nicht! Mondele, du hast mich heute froh gemacht!« Er wandte sich an ein paar Alte, die in die Hütte gekommen waren. »Hört ihr es?«, sagte er fast bewegt. »Madamo kommt!« Er stand von seinem Sitz auf, ergriff Oskars Hände, blickte ihn an und wandte sich dann an die anderen, ohne ihn loszulassen. »Hört ihr es nicht?« Seine Stimme hatte plötzlich einen herrischen Ton. »Was steht ihr da und glotzt? Sorgt für Träger! Schnell!« Wieder blickte er Oskar an. »Wie viele willst du haben?«

»Fünf werden genügen«, antwortete Oskar.

»Fünf? Gut!« Pekwa hielt noch immer seine Hände fest, während er sich wieder nach den anderen umdrehte. »Zehn Träger!«, donnerte er. »Nein, zwanzig Träger! Der Mondele soll getragen werden! Macht schleunigst einen brauchbaren Trage-stuhl!«

Dann wandte er sich wieder an Oskar und blickte ihn lange an, während er ihm immerzu die Hände schüttelte.

»Mondele!«, sagte er bewegt. »Mondele!«

Aber dann nahm er sich zusammen, ließ Oskars Hände los und machte mit dem Kopf eine Bewegung in Richtung des

Waldes. »Wir gehen, uns dein Haus anzusehen«, sagte er. Die Männer waren schon verschwunden, um seinen Befehl auszuführen. Oskar konnte beruhigt sein. Am Morgen in der Frühe würden zwanzig Träger bereitstehen, um ihn und sein Gepäck zu befördern.

Oben auf dem Bauplatz war ein Teil des Waldes gerodet worden. Man hatte große Bäume umgehauen und verbrannt – mehr als eigentlich notwendig gewesen wäre –, und auf dem Gelände lag eine dicke Schicht Asche. Die Baumstümpfe standen noch da. Sie konnten nacheinander entfernt werden. Nur an der Stelle, wo gebaut wurde, war der Boden völlig gesäubert.

Oskar hatte selbst den Umriss des Hauses abgesteckt und die Arbeit überwacht. Andernfalls wäre wohl nicht so viel zustande gekommen. Dieses Haus sollte anders werden als die Hütten, die die Einheimischen zu bauen gewohnt waren.

Ansonsten war die Arbeitsweise die gleiche. Zuerst wurde das Skelett errichtet. Vier Meter lange Stämme wurden dem abgesteckten Grundriss gemäß in Reih und Glied in der Erde versenkt. Ein Geflecht von dünnen, nackten Zweigen wurde mithilfe von gespaltenen Schlingpflanzen auf beiden Seiten befestigt. Das Dachskelett wurde auf dieselbe Weise, nur aus dünneren Stämmen, hergestellt. Dann wurden große Blätter darüber gedeckt. Die Wände wurden mit Lehm verkleistert. Planken für die Tür und die Fensterläden wurden gewonnen, indem man Baumstämme mit der Axt und Keilen aufspaltete. Die nötigen Werkzeuge hatte Oskar sich in der Handelsniederlassung beschafft.

Das Haus war jetzt so gut wie fertig. Sowohl Türen als auch Fensterläden waren eingesetzt. Der Lehm musste nur noch

trocknen und dann mit aufgelöster Kreide bestrichen werden. In den Augen der Einheimischen war es ein imponierendes Haus, dergleichen man in dieser Gegend noch nie gesehen hatte. Legte man einen europäischen Maßstab an, so war es nicht mehr als ein bescheidenes Wohnhaus. Es bestand aus zwei »großen« Räumen, ein jeder von etwa vierzehn Quadratmetern, und einem kleinen Arbeitszimmer. An der Vorderseite des Hauses verlief eine zwei Meter breite Veranda. Oskar ging mit dem Häuptling zusammen hinein. Ein paar Arbeiter erhoben sich vom Boden, wo sie damit beschäftigt gewesen waren, den Lehm festzuklopfen. Es roch feucht. Aber bald würden Fußboden und Wände trocken sein, und der Mondele konnte mit seiner Frau einziehen.

Der Häuptling hatte sich darüber gewundert, dass Oskar für sich und seine Frau nur ein gemeinsames Wohnhaus haben wollte. Aber der Mondele musste es ja selbst am besten wissen. Die Stelle, wo die Kirche stehen sollte, war bereits abgesteckt. In Gedanken sah Oskar die Missionsstation vollendet und von Leben erfüllt vor sich. Dort sollte die Kirche liegen, hier das Arzneimittelhaus. Auf dem Hang war eine Reihe kleiner Häuser für Helfer, Arbeiter und Schulkinder vorgesehen. Er blickte sich um. Es war nackt und kahl hier drinnen. Über dem Kopf hatte er die Dachsparren mit den herausragenden Blattstängeln. Die Wände waren dunkel und etwas uneben. Wenn man sie aber mit Kreide anstrich, würden sie heller werden. Mit Möbeln würde es vorläufig schlecht bestellt sein. Einen Tisch hatte er selbst angefertigt. Aber er war es eher gewohnt, den Geigenbogen zu führen als Hammer und Säge. Ein Prachtstück war der Tisch daher nicht geworden. Doch man musste zufrieden sein. Mit der Zeit würde es schon besser werden.

Vielleicht konnte er auch ein paar Stühle und Tische in der Handelsniederlassung kaufen. Es kam ja vor, dass Weiße in die Heimat zurückkehrten und daher ihren Besitz verkauften.

»Zufrieden?«

Oskar wandte sich um und blickte den Häuptling an.

»Ob ich zufrieden bin? Ja, das kannst du glauben! Und sei sicher, Pekwa, der liebe Gott wird es dir lohnen!«

Pekwa brummte zufrieden. Dann gab er den Arbeitern mit lauter Stimme und gezielterischen Gebärden einige Befehle und stellte ihnen allerlei unangenehme Dinge in Aussicht für den Fall, dass das Haus des Mondele nicht das schönste auf der ganzen Welt werden sollte.

Als das Reisegefolge sich früh am nächsten Morgen in Bewegung setzte, hätte ein König sich nicht eine größere Anteilnahme der Bevölkerung wünschen können. Die Träger hatten das Gepäck auf ihre Köpfe geladen und trabten davon. Oskar saß in seinem Tragstuhl und winkte nach rechts und nach links, während die kleinen Jungen voraus- und wieder zurückrannten, einander wegschubsten, übereinander stolperten und hinfieben und ihre Münder mal dazu gebrauchten, sich zu zanken, mal, um dem Missionar zuzujubeln.

Alte Frauen, mit Mbilika an der Spitze, liefen zu beiden Seiten des Tragstuhls, tanzten, trippelten und schrien, wobei sie sich mit den Fingern auf die Lippen schlugen. Pekwa selbst ging voran und war ruhig und würdevoll, wie es sich für einen Häuptling ziemte.

Nach und nach begann das Ehrengeleit sich zu lichten. Schließlich trat Pekwa an die Seite, ließ den Tragstuhl halten und verabschiedete sich.

»Ich werde einen Boten vorausschicken, damit du weißt, wann wir kommen«, sagte Oskar und drückte dem Häuptling die Hand.

»Das ist nicht nötig«, sagte Pekwa. »Die Trommeln werden es melden, wenn du noch viele Tagesreisen entfernt bist.«

Jetzt begannen die Träger zu laufen, und Oskar schaukelte auf eine weniger angenehme Weise dahin. Er war aber doch froh, dass es so schnell ging. Der Weg war weit. Es würde vier Tage dauern, bis er Pekwas Gebiet verließ. Erst dort würde er die Träger wechseln. Dies war der ausdrückliche Wunsch, um nicht zu sagen Befehl, des Häuptlings. Unter gewöhnlichen Umständen hätte der erste Teil der Reise zehn Tage gedauert. Der Häuptling hatte aber streng befohlen, sie sollten nicht mehr als acht brauchen.

Das Tempo wurde jetzt derart gesteigert, dass die Männer mit dem Gepäck weit zurückblieben. Die Schaukelei war alles andere als angenehm, aber der ungeduldige Weiße hatte doch den Eindruck, als bewegten sie sich im Schneckentempo. Jeden Morgen, bevor die Sonne aufging, ging es dem nächsten Tagesziel entgegen. Natürlich wurde Oskar auch nicht einen Augenblick den Gedanken los, er könnte zu spät kommen, um seine Braut in Empfang zu nehmen. Er konnte unmöglich auf diese schwitzigen Körper schimpfen, die mit dem Tragstuhl dahirannten, denn das verdienten sie nicht. Aber er brachte es auch nicht fertig, ihren Eifer zu dämpfen. Er ermunterte sie vielmehr noch, indem er ihnen doppelten Lohn, gutes und reichliches Essen und Extrageschenke versprach.

Wie Pekwa es berechnet hatte, kamen sie acht Tage nach ihrem Aufbruch in der Handelsniederlassung an. Mit reichem

Lohn, aber völlig abgekämpft, wurden die Träger zurückgeschickt. Oskar hatte sich eine gewisse Großzügigkeit geleistet, denn seine Freunde in der Heimat hatten seine Vorschläge angenommen und ihm weitere Unterstützung zugesichert.

Der Tragstuhl wurde bei einem portugiesischen Kaufmann abgestellt. Baka und Zangabai sollten in der Nähe bleiben, bis Oskar zurückkam. Er war aber noch keine Stunde fort gewesen, als er mit einem sorgenvollen Gesicht zurückkehrte und den Portugiesen fragte, ob er wohl drei Tage bei ihm bleiben könne.

Der freundliche Kaufmann breitete die Arme aus und sagte: »Sie sind herzlich willkommen! Bleiben Sie, solange Sie mögen!«

Der kleine Flussdampfer, der ihn zum Kongofluss weiter südlich bringen sollte, wo ein größerer Dampfer die Weiterbeförderung zu übernehmen hatte, wurde durch einen Maschinen-schaden aufgehalten.

»Natürlich, das musste ja so kommen!«, fügte Oskar hinzu, als er es seinem Wirt erzählte.

»Geduld!«, lächelte der Portugiese. »Ob Sie drei Tage hier warten oder drei Tage am Kongofluss, läuft ja auf dasselbe hinaus.«

»Aber haben denn die beiden Schiffe nicht Anschluss aneinander?«, fragte Oskar verwundert. »Als ich vor fast einem Jahr herauffuhr, ging ich von dem großen Dampfer direkt auf das kleine Dampfboot, das mich herbrachte.«

»Da haben Sie Glück gehabt«, sagte der Portugiese. »Wir sind hier nicht in Europa. Sie können, wenn Sie wollen, ein sogenanntes Reisebüro unten am Fluss um Auskunft bitten und fragen, wann die Schiffe abfahren. Man wird Ihnen antworten,

das hinge davon ab, wann sie ankämen. Wenn sie dann kommen, fahren sie vielleicht »morgen« oder »übermorgen« weiter – oder auch in einer Woche. Das hängt von so vielen Dingen ab. Wenn Sie das kleine Dampfboot in drei Tagen bekommen, wie man es Ihnen versprochen hat, dann haben Sie Glück gehabt.«

Oskar hatte wirklich Glück. Drei Tage später konnte er die Fahrt stromabwärts antreten. Er war der einzige Passagier an Bord, und der Kapitän war ein Einheimischer. Das trug sicherlich dazu bei, dass Oskars »Prüfungen« noch nicht zu Ende waren. Aufgrund irgendeiner Schlammperei ging ihnen auf halbem Weg der Holzvorrat aus. Sie mussten daher halten und in den Wald gehen, um sich Brennmaterial zu schlagen. *Natürlich!*, dachte Oskar. Auf dieselbe Weise verlieh er seiner Ungeduld Ausdruck, als sie drei Tage später bei einer größeren Niederlassung am Kongofluss anlegten und erfuhren, der große Flussdampfer sei noch nicht gekommen. Niemand wusste mit Sicherheit zu sagen, wann er kommen würde. Oskar wartete zwei Tage, zwei sehr lange Tage.

Aber endlich kam er. Es war eines der Schiffe der Ölgesellschaft, die es nie besonders eilig zu haben schienen. »Natürlich« liefen sie auf einer Sandbank fest und brauchten einen ganzen Tag, um wieder loszukommen. »Natürlich« entstand an Bord ein Küchenbrand, sodass sie sich gezwungen sahen, unter einigen Riesenbäumen am Flussufer liegen zu bleiben, bis die Gefahr vorüber war. Das dauerte ebenfalls mehrere Stunden. In Coquilhatville (heute Mbandaka) mussten sie einen halben Tag länger warten als nötig, weil ein Staatsbeamter mitfahren wollte. Dieser vornehme Herr musste vermutlich erst seine Koffer packen oder mit seinen Freunden einen Abschiedsbecher

leeren. Oskars Stimmung wurde dadurch nicht besser. Er ging auf dem Deck auf und ab und dachte mit Grauen an Solveigs enttäuschtes Gesicht, wenn sie nach Kinshasa kam, sich aus dem Abteifenster herausbeugte und ihn nirgends erblickte. Er wurde nervös und reizbar und konnte nicht begreifen, warum sich alles gegen ihn verschwören musste.

Da erteilte Gott ihm gleichsam eine kleine Lehre. Die Begebenheit war keineswegs ungewöhnlich, aber sie stimmte den ungeduldigen Diener des Herrn doch nachdenklich. Ein katholischer Priester spazierte auf dem Deck auf und ab und las in seinem Gebetbuch. Sein Gesicht war von Ruhe und Selbstbeherrschung geprägt. Da zog Oskar unwillkürlich einen Vergleich zwischen dem Priester und sich selbst. Und er schämte sich. Er ging in seine Kabine und schloss die Tür. Vor seiner Koje kniete er nieder und bat Gott wegen seiner Ungeduld und Gereiztheit um Vergebung. Als er etwas später auf das Deck zurückkehrte, war er erheblich besserer Stimmung. Als hätte das Schiff seinen Stimmungswandel wahrgenommen, begann es sich in Bewegung zu setzen, verließ das Ufer und dampfte mit einem Eifer flussabwärts, dass die Funken aus dem Schornstein stoben.

Ich habe wohl noch viel zu lernen, dachte Oskar. Da ärgere ich mich nun, weil nicht alles nach meinem Plan geht. Zuerst und vor allem sollte ich mich aber fragen, was Gott mit mir im Sinne hat.

Wenige Tage später legte der Dampfer bei Stanley Pool (heute Pool Malebo) an, und er ging an Land. Er musste lächeln, als er das Telegramm las, das im Hotel lag und auf ihn wartete. Es kam von Solveig. Sie konnte erst in einer Woche nach Kinshasa kommen! Auf einer Missionsstation in Matadi hatte man sie überredet, ein paar Tage zu bleiben.

So war er also doch nicht zu spät gekommen – trotz aller Widerwärtigkeiten und Verzögerungen. Eine ganze Woche hatte er zur Verfügung. Er fühlte sich sofort ganz anders und pfiff und sang, während er im Hotelzimmer herumging und Ordnung machte. Es war noch früh am Nachmittag. Er nahm ein erfrischendes Bad, zog sich um und verließ das Hotel. Zunächst ging er aufs Telegrafenamt und schickte ein Telegramm an Solveig. DannbummelteerinderStadtherumund betrachtete den lebhaften Verkehr auf den Straßen. Seitdem er das letzte Mal hier gewesen war, hatte sich kaum etwas verändert. Es war dasselbe Gewimmel und dasselbe Gehetze in alle Richtungen. Die Einheimischen hier waren ganz anders als die auf seinem eigenen Missionsfeld. Der Vergleich fiel sofort zugunsten Pekwas und seiner Leute aus. Dort oben hatte noch keine missverstandene Zivilisation ihre Verheerungen angerichtet. Er wanderte ziellos in den Straßen umher und kam zu dem Ergebnis, je schneller er in die Wildnis zurückkehren könne, desto besser wäre es.

Eine Woche ist eine lange Zeit für einen verliebten jungen Mann. Oskar schien es, als wollte sie nie zu Ende gehen. Er wurde wieder rastlos. An den Abenden, wenn er die englische oder amerikanische Missionsstation besuchte, war er geistesabwesend und kein sehr angenehmer Gesellschafter. Die Missionare blinzelten einander zu. Sie machten wohl auch hier und da auf seine Kosten eine scherzhafte Bemerkung, die er in seiner Gemütsverfassung für wenig angebracht hielt. Vermutlich waren sie auch einmal in derselben Lage gewesen und freuten sich, feststellen zu können, dass es nichts Neues unter der Sonne gab.

Andererseits versuchten sie ihn aufzumuntern und ihm den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen. Sie zeigten großes Interesse für seine Arbeit im Dschungel. Wenn er davon sprach, wurde er gleich viel lebhafter. Einige von den Missionären kannte er von früher. Sie äußerten ihre Freude darüber, dass seine Missionsgesellschaft beschlossen hatte, die Arbeit in diesem Gebiet aufzunehmen.

Die englischen Missionare setzten ein Zimmer für Solveig instand. Sie sollte es benutzen, bis die Trauung stattgefunden hätte. Nach der Trauung sollten die Neuvermählten bis zur Abfahrt des Schiffes im Hotel wohnen.

Irgendwelche Einkäufe machte Oskar nicht, obwohl er dies und jenes gern für ihr Haus gekauft hätte. Doch er hielt es für besser, abzuwarten, was Solveig mitbringen würde.

Endlich kam der Tag. Er stand zeitig auf, obwohl der Zug erst spät am Nachmittag ankommen sollte, wusch und rasierte sich und zog seinen besten Anzug an. Vor und nach dem Frühstück trabte er in seinem Zimmer auf und ab, blieb stehen, schaute auf die Uhr und trabte weiter.

Von Zeit zu Zeit bemühte er sich kramphaft, seine Unruhe zu bezwingen und sich mit einem Buch hinzusetzen. Aber weder die Bibel noch eine andere Lektüre konnten heute seine Nerven beruhigen. Nach wenigen Minuten sprang er schon wieder auf und begann aufs Neue auf und ab zu laufen. Er aß zu Mittag, bekam einen kleinen Fleck auf seinen Kragen und ärgerte sich fürchterlich. Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Er stellte sich vor den Spiegel und betrachtete sich mit kritischen Blicken. Ihm schien, als wäre er seit der Abreise aus seiner Heimat magerer geworden. Bleich war er immer gewe-

sen. Aber jetzt, meinte er, fing er an, gelb zu werden! Er strich sich mit der Hand über das Kinn. Es war wohl das Beste, er rasierte sich noch einmal! Diese Gedanken gingen ihm durch den Kopf, während er den müden und verbrauchten Missionar im Spiegel kritisch studierte. Er blickte auf seine Kleider. Sie waren heute neu gebügelt worden. Aber ob es nicht ratsam war, seinen Anzug noch einmal bügeln zu lassen? Vielleicht ließ sich bei der Gelegenheit auch der Fleck beseitigen ... Wie Solveig ihren künftigen Mann wohl finden würde? Ob sie wohl enttäuscht war, wenn sie sah, wie blass und mager er geworden war?

Hätte er gewusst, wie Solveig errötete, als sie ein paar Stunden später aus dem Zug sprang und sich in seine Arme warf, hätte er nicht so dumm gefragt ...



»Solveig!«

»Oskar!«

Er hielt sie vor sich und betrachtete sie, und er meinte, er würde es nie satt bekommen, dieses Gesicht anzusehen. Wie hübsch sie war! Ihm war, als hätte sich ein Tor weit geöffnet und den Blick auf ein künftiges, neues und wundervolles Dasein freigegeben. Wie gut Gott doch war! Denn er hatte ihr den Weg geebnet, dass sie zu ihm hatte kommen können.

Er konnte sich von ihrem Anblick nicht losreißen. Und das war ja schließlich auch kein Wunder. Hatte er sie doch seit fast zwei Jahren nicht mehr gesehen!

»Solveig! Solveig!«, flüsterte er.

Sie machte sich von ihm frei und schlang die Arme um seinen Hals. Die Gepäckträger grinsten breit, und ein paar Zuschauerinnen hielten sich die Hand vor den Mund und kicherten. Aber was kümmerten sich die beiden glücklichen Menschen darum!

»Gehen Sie doch bitte etwas zur Seite!«, riss eine höfliche Stimme sie aus den Wolken. Sie hatten den ganzen Verkehr aufgehalten. Die Gepäckträger hatten die Gelegenheit gern benutzt, um etwas zu verschnaufen und die Koffer abzustellen, sodass die anderen Passagiere Schwierigkeiten hatten, vorbeizukommen.

Oskar entschuldigte sich und hatte es nun plötzlich sehr eilig. War ihr ganzes Gepäck ausgeladen? Ja. Sie hatte nur ein paar Handkoffer und einige Kleinigkeiten bei sich. Das Übrige folgte als Frachtgut. Zehn Minuten später gingen sie Arm in Arm hinter dem Träger her, der eine Handkarre mit dem Gepäck vor sich herschob.

Auf der Missionsstation hatte man ohne Oskars Wissen einen festlichen Empfang vorbereitet. Draußen auf der Veranda wurde Solveig herzlich willkommen geheißen.

»Es ist ein wahres Glück, dass Sie gekommen sind!«, rief die Frau des Hauses. »Hätten Sie noch eine Woche gewartet, dann hätten wir Ihren Verlobten in Ketten legen müssen.«

Bald saßen sie an einem festlich gedeckten Tisch. Solveig konnte ihre Verwunderung nicht verbergen. Denn eine solche Zivilisation hatte sie hier nicht erwartet.

»Woran denkst du?«, fragte Oskar vergnügt.

»Du hast meine Gedanken ja schon erraten!«, antwortete sie. »Ich war etwas überrascht, als ich sah, wie gemütlich sie es in Matadi hatten. Aber Matadi liegt ja noch in der Nähe der Zivili-

sation, denn es ist eine Hafenstadt. Aber hier in Zentralafrika, vier- bis fünfhundert Kilometer von der Küste entfernt, hatte ich so etwas denn doch nicht erwartet. Hier gibt es große, breite Straßen, moderne Häuser, ansehnliche Geschäfte! Und dann diese schöne Wohnung und der festlich gedeckte Tisch! Ich muss gestehen, dass ich das im Kongo nicht erwartet hatte.«

Oskar lachte. »Zunächst einmal muss ich ein großes Missverständnis aufklären«, sagte er. »Wir sind nicht in ›Zentralafrika‹. Wir sind eigentlich noch immer an der Küste. Wir werden noch mehrere Wochen brauchen, um nach Zentralafrika zu kommen. Kinshasa rechnet man nicht mehr dazu – allerdings haben auch die dunklen Seiten der Zivilisation hier ihren Einfluss geltend gemacht. Hier wohnen etwa zweitausend Weiße. Es gibt moderne Geschäfte, die du übrigens bald selbst aufsuchen wirst. Kinshasa ist beinahe eine kleine europäische Stadt mit ihrer sogenannten Zivilisation. Bei uns da oben aber ist es eine andere Sache. Findest du, die Missionare haben es hier zu gut?«

Sie zögerte etwas, bevor sie antwortete.

»Nein ... ja ... ich weiß nicht recht ... Ich hatte ja nicht erwartet, dass sie es so gut, ich meine, so gemütlich haben würden.«

»Aber sie haben es doch nicht besser, als wir beide es in der Heimat gehabt haben, nicht wahr?«

»Nein, das natürlich nicht!«, beeilte sie zu versichern. »Aber man erwartet doch eigentlich – ich denke, du verstehst mich.«

»Ja, ich verstehe dich«, sagte er. »Ein Missionar sollte ein einfaches und primitives Leben führen. Er sollte mit den Schwarzen zusammen in einer Hütte wohnen. Aber lass dir sagen, dass die Schwarzen sich nach Anbruch der Dunkelheit nicht

in dem Stadtteil der Weißen zeigen dürfen. Ebenso wenig darf ein Weißer sich während der Nacht im Stadtteil der Schwarzen aufhalten. Und hier in Kinshasa gibt es gar keine solchen Hütten, wie du sie im Sinn hast, sondern nur ordentliche, gemauerte Häuser. Die Missionare müssen sich damit abfinden, dass sie nett wohnen.

Vor einer Reihe von Jahren war das auch hier anders. Siehst du den alten Herrn, der dort hinten rechts sitzt? Den mit dem grauen Bart? Der war schon hier, als wir beide noch gar nicht geboren waren. Du bist mit einem verhältnismäßig modernen Eisenbahnzug hergekommen. Er aber musste die vierhundert Kilometer von Matadi bis hier zu Fuß zurücklegen. Du kamst in eine geordnete europäische Gemeinde, eine kleine Stadt. Er kam in die Wildnis, zu blutrünstigen Ureinwohnern. Du wurdest in ein gemütliches Haus eingeladen und gebeten, an einer schön gedeckten Tafel Platz zu nehmen. Er wohnte in einer hässlichen Lehmhütte – wenn die Einheimischen sie ihm gönnten – und litt Mangel an Nahrung und an Medizin.«

Er hielt einen Augenblick inne, da seine Gedanken unwillkürlich zu seinem eigenen Tätigkeitsfeld wanderten.

»Das war damals eine andere Sache«, schloss er schließlich nachdenklich.

Solveig blickte bewundernd auf den alten Veteranen, der sich in diesem Augenblick zurücklehnte und herzlich über eine Bemerkung eines Nachbarn lachte.

»Er scheint aber den Humor nicht verloren zu haben«, meinte Solveig. Der Alte fing gerade an, mit lebhaften Gebärden und leuchtenden Augen eine kleine Geschichte zu erzählen.

»Da hast du recht«, sagte Oskar. »Er kann die haarsträubendsten Geschichten und Erlebnisse erzählen, als erzählte er nichts weiter als einen guten Witz. Und er hat seinen Humor damals sicher auch sehr nötig gehabt.«

»Die anderen scheinen auch keine Pessimisten zu sein«, meinte Solveig, die den Blick von einem zum anderen wandern ließ. Sie sah nur zufriedene, vergnügt lachende Gesichter.

»Die meisten Missionare, denen ich begegnet bin, waren mit einem guten Humor gesegnet«, sagte Oskar. »Entweder werden sie hier draußen so, oder Gott sucht sie sich entsprechend aus. Denn eins ist sicher: Pessimisten kann er hier nicht gebrauchen. Man erlebt ja auch allerlei: Enttäuschungen mit den Weißen und mit den Schwarzen, Plackerei und Unsicherheit, Gefahren und Versuchungen. Das Blut wird hier ebenfalls dünner, und die Nerven werden verbraucht. Wer nicht einen Überschuss an gesundem Optimismus besitzt, kann leicht seinen Glauben zugleich mit der Gesundheit verlieren.«

»Und wie ist es oben bei uns?«, fragte Solveig.

»Ja, da oben wirst du es so primitiv und bescheiden bekommen, wie du es dir nur wünschen kannst«, sagte er. »Du wirst in einer Lehmhütte wohnen. Was sagst du dazu? Ein Grasdach, schiefe, rissige Wände aus Lehm, ein unebener Lehmboden voller Spalten und Löcher, keine Bilder an den Wänden – denn die würden von den weißen Ameisen bald aufgefressen werden –, primitive und einfache Möbel aus alten Kisten, Löcher im Dach, sodass man eine Dauerdusche hat, wenn es regnet! Ja, Solveig, dort oben leben wir etwa so, wie sie hier vor einigen Jahren gelebt haben. Du wirst dort tanzende Medizimänner kennenlernen und mit Ureinwohnern Bekanntschaft machen, die noch nie

eine weiße Frau gesehen haben. Ringsumher hast du den unberührten Urwald, und in der Nacht – verzeihe mir, jetzt mache ich dir so viel Angst, dass du wahrscheinlich am liebsten mit dem nächsten Schiff in die Heimat zurückkehren würdest.«

»Du machst mir keineswegs Angst!«, versicherte Solveig, obwohl ihre Augen immer größer geworden waren. »Ich freue mich richtig, in den echten Urwald zu kommen. Ich sehe aber auch ein, dass man nicht notwendigerweise so primitiv wie nur möglich leben muss, weil man ein Missionar ist. Alles hat ja seinen Anfang, und es lässt sich nach und nach verbessern. Ich hatte freilich nicht erwartet, dass sie hier schon so weit gekommen sind.«

»Fräulein Senstad sieht so ernst aus«, sagte der alte Missionar über den Tisch. »Was für Märchen erzählen Sie ihr denn da?«

»Wir sprechen gerade von Kinshasa, wie es früher einmal war«, sagte Oskar. »Doch davon können Sie natürlich besser erzählen als ich.«

»Ja, das waren andere Zeiten, Fräulein Senstad«, sagte der Missionar lachend. »Aber ich kann Ihnen versichern, ich frage mich oft, ob mir das Leben damals nicht besser gefiel. Wäre ich noch jung, so würde ich wieder in die Wildnis ziehen.« Der alte Missionar wandte sich wieder seinem Nachbarn zu.

Solveig aber fragte Oskar leise: »Wie steht es eigentlich da oben mit dem Essen?«

»Großartig!«, antwortete Oskar. Er lachte. »Wir bemühen uns jedenfalls, den Speisenzettel so abwechslungsreich wie nur möglich zu gestalten.«

»Wie denn?«

»Ja, an einem Tag haben wir gebratenes Huhn –«

»Aber das ist ja ausgezeichnet!«, unterbrach sie ihn begeistert. »Davon hast du nie etwas geschrieben.«

»Natürlich ist das ausgezeichnet. Aber wir können es ja nicht jeden Tag essen. Deshalb kommt am nächsten Tag gekochtes Huhn auf den Tisch. Dann haben wir zur Abwechslung einmal gefülltes Huhn, dann Klöße aus Hühnerfleisch, dann Hähnchensteak und schließlich zur Abwechslung Hühnerlabskaus.«

»Ach, du meine Güte! Du machst wohl Spaß!«

»Es ist mein voller Ernst.«

»Aber ihr lebt doch wohl nicht bloß von Hühnern?«

»Nein«, sagte Oskar ernst. »Wir haben süße Kartoffeln als Beispeise und gekochten Reis und Bananen, die wir auf der Glut gebacken haben.«

Solveig hatte ihre Tasse an den Mund gehoben, ließ sie jetzt aber sinken und blickte ihn ungläubig an. »Aber das ist doch wirklich ein Scherz, nicht wahr?«

»Nein, ganz im Ernst, es ist, wie ich sage. Wenigstens ungefähr. Aber etwas mehr haben wir doch noch. Wir backen Brot und verwenden auch Butter. Diese Butter wird uns flüssig oder fast flüssig in Blechdosen zugeschickt. Und dann haben wir gemahlene Erdnüsse, die wir auf das Brot streuen. Aus Erdnüssen gewinnen wir auch Öl, das wir zum Kochen verwenden.«

»Wie backt ihr denn euer Brot? Auf einem glühend heißen Stein? Da muss es ja zur Hälfte roh und zur Hälfte angebrannt sein?«

»Nein, jetzt schießt du daneben. Wir machen uns einen großartigen Backofen in einem Ameisenhügel.«

»In einem Ameisenhügel?«

»Ja. Du musst wissen, hier im Kongo bestehen die Ameisenhügel nicht aus Tannennadeln wie in Norwegen. Hier bestehen sie aus einem harten Lehm. Es wimmelt bei uns von solchen Hügeln. Wir graben also ein kleines Loch, machen darin ein Feuer, nehmen die Glut heraus, wenn sich genügend Hitze entwickelt hat, bringen den Teig hinein und verschließen das Loch. In ganz Norwegen bekommst du kein besseres Brot. Man kann es aber auch auf andere Art herstellen. Das alles wirst du schon nach und nach lernen.«

Solveig sagte eine Weile gar nichts. Ihre Gedanken weilten in der unbekannten Zukunft. Sie konnte sich natürlich kein richtiges Bild von dem Leben in der Wildnis machen, aber der alte, menschliche Urinstinkt verleugnete sich nicht. Wer fühlt sich nicht zu dem Unbekannten hingezogen, von der primitiven und unverfälschten Natur gelockt? Wer kann sagen, er spüre nie einen gewissen Drang nach Erlebnissen und Abenteuern? Die Missionare sicherlich nicht. Solche Gefühle in Verbindung mit einem tiefen Verlangen, einer leidenden Menschheit zu helfen, haben die meisten Missionare in die Ferne getrieben.

Solveig beschäftigte sich nicht mit diesen Gedankengängen. Der alte Missionarsgeist aber hatte sie schon vor langer Zeit ergriffen, und jetzt erhielten ihre Gefühle neue Nahrung.

»Oskar!«, sagte sie ganz impulsiv. »Ich sehne mich danach, recht bald mit meiner Arbeit bei euch da oben beginnen zu können.«



Sie wurden zuerst gesetzlich auf dem Standesamt und dann in der englischen Missionskirche getraut. Das Hochzeitsessen fand auf der Missionsstation statt.

Als sie in den großen Raum traten und die festlich gedeckte Tafel erblickten – ihre Plätze waren durch kleine norwegische Fahnen gekennzeichnet –, blieben sie, von ihren Gefühlen überwältigt, an der Schwelle stehen. Oskar konnte den Blick von den Farben des Heimatlandes nicht losreißen, Solveig aber blickte von einem Hochzeitsgäst zum anderen, und ihr Herz schwoll über vor Dankbarkeit gegen Gott und die Menschen. Sie konnte ihre Tränen nicht zurückhalten. Da ging der alte Veteran auf sie zu, legte die Hände auf ihre Schultern und blickte ihr in die Augen.

»Gott segne dich, mein Kind«, sagte er bewegt. »Gott bewahre dich in der Wildnis! Mögest du den Menschen dort ein rechter Segen sein!« Er ergriff ihre Hand und sagte, einen leichteren Ton anschlagend: »Und jetzt sollst du mit uns eine recht frohe und festliche Stunde verleben. Du wirst es nicht immer so gut haben wie hier an diesem Abend. Aber wer weiß – vielleicht wirst du dennoch glücklicher sein als wir anderen alle.«

Solveig drückte die Hand des alten Missionars und blickte ihn dankbar an. Dann schlang sie unwillkürlich die Arme um ihn und schmiegte sich an ihn. Da traten auch dem alten Mann die Tränen in die Augen.

»Das Vorrecht des Alters!«, spielte ein jüngerer Amerikaner den Eifersüchtigen. »Wenn man doch so alt wäre!«

Die ganze Gesellschaft lachte herzlich. Nur der Alte nicht. Er wandte sich ihnen zu und blickte sie einen nach dem anderen ernst an.

»Wenn man doch so alt wäre?«, sagte er. »Wissen Sie, was ich sage? Ich sage: Wenn man doch jung wäre! Wenn man doch selbst von vorn beginnen könnte!« Dann blickte er zu Solveig und Oskar: »Sie haben ein reiches Leben vor sich! Ein Leben voller Gefahren? Oh ja. Und auch ein Leben voller Versuchungen und Enttäuschungen und Kämpfe. Aber ein reiches Leben! Wäre ich jung, so zöge ich selbst mit Ihnen in die Wildnis!«

Er seufzte. »Aber ich habe meine Zeit gehabt. Gott gebe, dass sie nicht vergeudet war! Jetzt sind Sie an der Reihe.«



»Hörst du es?«

Oskar war vom Rad gesprungen und an den Tragstuhl herangetreten. Die Träger standen still und wischten sich den Schweiß vom Gesicht. Ihre starken Körper waren triefend nass, und der strenge Geruch der schwitzenden Körper erfüllte die Luft. Sie waren jetzt tief im Urwald, etwa auf halbem Weg zwischen der Handelsniederlassung und Pekwas Dorf. Es war früh am Vormittag. Der Wald war voller Leben. Irgendwo in der Nähe stimmten einige kleine Affen ein Geschrei an, und in der Tiefe des Waldes schien eine Schimpanseherde Familienstreitigkeiten auszutragen. Alte und Junge nahmen an der Zankerei teil und versuchten einer den anderen niederzuschreien.

Zwei kleine Tauben saßen auf einem Zweig über dem Kopf der Reisenden und kokettierten miteinander. Dicht und unzugänglich war der Wald zu beiden Seiten des schmalen Pfades, der hier und da von breiten Elefantenspuren gekreuzt

wurde. Ein kleines, aufgeschrecktes Eichhörnchen huschte an einem Baumstamm in die Höhe, wandte den Kopf und starrte misstrauisch auf die Menschen hinunter. Dann eilte es weiter und verschwand zwischen dem Laub.

»Hörst du es nicht?«, fragte Oskar.

»Die Vögel da oben?«

»Nein, das andere!« Er lauschte.

»Meinst du den Lärm im Innern des Waldes? Was ist das für ein Geschrei?«

»Das ist nur eine kleine Schimpansenherde, die Familienzwistigkeiten austrägt. Nein, ich meine das andere!«

Sie lauschte gespannt, während sie Oskar neugierig ansah.

»Ich höre nur einige Trommellaute«, sagte sie.

»Eben! Weißt du, was das ist?«

Sie schüttelte den Kopf und lauschte wieder. Es war ganz schwach und musste aus großer Ferne kommen, aber sie fing doch ein paar unregelmäßige dumpfe Laute auf. Es waren zwei verschiedene Töne, die plötzlich abbrachen, um gleich darauf aufs Neue einzusetzen.

Diese Töne waren ganz anders als das rhythmische, taktmäßige Trommeln, das sie gehört hatte, wenn die Einheimischen an Bord tanzten. Da sie mit dem Leben im Innern des Urwaldes nicht vertraut war, wirkten diese Töne auf sie unheimlich. Sie musste an die Götzenfeste, Medizinmänner, Grausamkeiten, Geheimbünde und den heidnischen Fanatismus denken, von denen sie hatte erzählen hören. Sie lauschte lange und blickte Oskar fragend an.

»Das ist der Telegraf«, sagte er lächelnd.

»Der Telegraf?«

»Ja, der Trommeltelegraf. Bevor wir den halben Weg bis zum nächsten Rastplatz zurückgelegt haben, weiß Pekwa, wo wir uns befinden, und bis zu ihm sind es noch fünf Tagesmärsche! Sie schicken ihre Botschaft von Dorf zu Dorf. Ich bin sicher, dass sie schon wissen, wie du aussiehst! Und sie wissen genauso gut, dass ich mir in Kinshasa ein Fahrrad gekauft habe, dass du im Tragstuhl des Häuptlings reist und dass du die schönste Frau auf der ganzen Welt bist. Sie wissen, wie viele Kisten und Koffer wir haben und wie viele Träger.«

»Das alles können sie sich mithilfe dieser Trommelsignale mitteilen?«, fragte sie zweifelnd.

»Es sieht beinahe so aus, als könnten sie sich alles erzählen. Sogar die Namen von Personen können sie telegrafieren. Es ist mir ein Rätsel, wie sie das fertigbringen.«

»Du selbst kannst also den Trommeltelegrafen nicht verstehen?«

»Wo denkst du hin? Es ist noch nie einem weißen Mann gegückt, hinter dieses Geheimnis zu kommen.«

»Aber ich glaube, dass du doch ein bisschen übertreibst, wenn du sagst, sie könnten sich alles erzählen«, meinte sie. »Sie werden vermutlich nicht einmal zwei Buchstaben zusammensetzen können.«

»Glaubst du das wirklich?«, sagte Oskar. »Du sollst eine kleine Kostprobe bekommen. Ich garantiere dir, du wirst dich wundern!«

Die acht Träger und die Helfer verstanden nicht gleich, was er von ihnen wollte. Sie blickten ihn fragend an. Auf sein Kommando stellten sie sich in einer Reihe auf und kehrten den beiden Weißen den Rücken zu. Dann erklärte Oskar ihnen, um was es sich handelte. Einer von ihnen sollte zu dem Tragstuhl kom-

men und den anderen signalisieren. Sie sollten Madamo zeigen, was sie konnten. Da schlügen sie sich auf die Schenkel, hielten sich die Hand vor den Mund und lachten unbändig.

»Während er nun signalisiert, musst du darauf achten, wie die anderen reagieren!«, sagte Oskar.

»Aber sie haben ja keine Trommel!«

»Das ist auch nicht nötig. Eine Trommel hat nur zwei Töne. Die kann er genauso gut durch Pfeifen erzeugen.«

»Und die anderen werden verstehen, was er sagt? Das glaube ich nicht.«

»Warte es ab!« Oskar hatte solche Experimente schon so oft gemacht, dass er seiner Sache ganz sicher war. »Ich will jetzt, dass der dritte Mann von links sich hinsetzt. Ich brauche dir wohl nicht zu sagen, dass er kein Wort Norwegisch versteht!«

Oskar führte mit dem Mann, der »telegrafieren« sollte, eine Unterredung im Flüsterton. Der lächelte vergnügt. Er konnte sich vor Stolz kaum halten. Nach kurzem Nachdenken spitzte er seine Lippen und erzeugte einige Pfeiftöne. Sofort zuckte der dritte Mann von links zusammen, und man konnte sehen, dass er gespannt lauschte. Der andere pfiff weiter, und zu Solveigs großer Verwunderung setzte sich der Mann hin!

»Unglaublich!«, rief sie. »Wenn ich es nicht mit meinen eigenen Augen gesehen hätte, würde ich es nicht glauben.«

»Was soll er jetzt telegrafieren?«, fragte Oskar, der kaum weniger staunte, obwohl er es schon viele Male gesehen hatte.

»Lass ihn dem Mann am rechten Ende sagen, er möge herkommen und mir die Hand geben!«

Der »Telegrafist« wurde von Oskar wieder im Flüsterton unterrichtet und begann zu pfeifen. Solveig war fast erschro-

cken, als sie sah, dass der Mann am rechten Ende lauschend den Kopf er hob, sich umdrehte, auf sie zuschritt und ihr die Hand reichte. Ihr Gesicht war ein einziges Fragezeichen. Die Schwarzen amüsierten sich köstlich.

»Das ist mehr, als ich verstehen kann«, sagte sie.

»Es gibt wohl keinen Weißen, der es verstünde«, sagte Oskar. Er bat die Träger, den Tragstuhl wieder aufzunehmen. »Wir müssen weiter. Der Weg ist lang. Aber ich kann dir versichern, dass ich auf diesem Gebiet die unglaublichesten Dinge erlebt habe.«

Auch Solveig hatte allerlei erlebt, seitdem sie mit Oskar an Bord des Flussdampfers gegangen war und die Reise angetreten hatte. Alles war für sie neu und interessant. Am Ufer standen ihre Freunde und winkten ihnen Lebewohl. Aber sie konnte den Blick nicht von den schwarzen Einheimischen abwenden, die ebenfalls am Ufer standen und ihren Bekannten an Bord zuwinkten. Das war ein Leben! Sie winkten mit Tüchern, die so groß waren wie Bettlaken, ihre Arme fuhren auf und nieder, während sie richtige Tänze aufführten und das heisere Brüllen der Männer sich mit dem schrillen Kreischen der Frauen vermischtete.

Und nun begann die Reise ins Unbekannte. Aus Oskars Briefen hatte sie bis ins Einzelne erfahren, wie eine solche Reise vor sich ging, sodass sie eigentlich nur Dinge erlebte, die sie in Gedanken schon viele Male erlebt hatte. Aber es war doch etwas anderes, wenn man selbst dabei war.

Stundenlang konnte sie auf das Deck hinunterblicken, wo die Einheimischen sich aufhielten, und schaute ihnen zu, wie sie kochten, einander frisierten, scherzten, zankten oder anfin-

gen zu raufen. An den Abenden, wenn das Schiff für die Nacht anlegte, blickte sie auf das Leben am Ufer, wo die Arbeiter des Schiffes mit leeren Säcken auf Köpfen und Schultern einer hinter dem anderen zu den dort lagernden Holzstapeln liefen, um die Vorräte für die Kesselfeuerung zu ergänzen. Mitten in ihrer Tätigkeit konnte es ihnen einfallen, ein paar Tanzschritte zu machen und ein gellendes Geheule anzustimmen. Es sah so aus, als könnten sie nichts verrichten, ohne hin und wieder zu tanzen und zu schreien.

Menschen, deren Dörfer am Flussufer lagen, verkauften Früchte und Fische und übel riechendes Fleisch, wobei sie schrien und sich zankten und lachten. Kleine Jungen machten im Wasser Kunststücke und bettelten um leere Flaschen oder Geld. Einige der einheimischen Passagiere benutzten die Gelegenheit, um ihre Wäsche am Strand zu waschen oder um ihre kleinen Kinder mit billiger Seife und einer Menge braunem Flusswasser einmal gründlich zu säubern. Später am Abend sprangen sie auf dem Deck herum und tanzten nach dem Rhythmus ihrer Felltrommeln.

Am Tag saßen Solveig und Oskar in Liegestühlen auf dem Deck und unterhielten sich über die Arbeit, die sie in Pekwas Dorf erwartete. Solveig war es, als kannte sie den Häuptling schon. Sie hörte aber auch viel von Baka und Zangabai und von der herzensguten Mbilika. Inzwischen glitt das Schiff an Tausenden von Inseln vorüber, auf denen der Wald dicht und undurchdringlich stand, oder an Sandbänken, wo große Krokodile mit aufgesperrten Rachen in der Sonne lagen, während Vögel ihnen mit ihren spitzen Schnäbeln die Zähne reinigten. Hin und wieder wurde das Idyll durch einen scharfen Knall

gestört. Einer der Passagiere hatte auf die Tiere geschossen. Dann verschwand die ganze Schar im Handumdrehen. Manchmal, wenn der Schütze gut gezielt hatte, blieb auch eins auf der Sandbank zurück.

Solveig erlebte aber auch Dinge, die ihr einen großen Schrecken einjagten. Als sie eines Nachmittags von einem Sturm überfallen wurden, war sie fest überzeugt, die Reise sei nun für immer zu Ende. Der ganze Himmel war wie ein Feuermeer. Die Blitze zuckten unaufhörlich und bildeten ein einziges Netzwerk von Ästen, die sich ständig veränderten und neue Feuerzweige trieben. Der Regen strömte hernieder und verwandelte den Fluss in einen brodelnden Hexenkessel. Die schwarzen Passagiere krochen in alle Winkel, wo sie etwas Schutz fanden, oder bauten sich Barrikaden aus ihrem Gepäck und drängten sich eng aneinander. Es war jetzt kein Laut von ihnen zu hören. Alles Lachen und Zanken hatte aufgehört. Plötzlich flog wohl ein Mückennetz oder irgendein Kleidungsstück über den Fluss, und sie blickten ganz benommen ihren Kostbarkeiten nach, die sie nie wieder zu sehen bekommen würden.

Das Schiff suchte bei einer Insel Schutz. Ein paar Unerschrockene sprangen mit schweren Tauen in den Fluss, schwammen an Land und vertäuten das Schiff an einigen großen Baumstämmen, die hinter Gras, Farnkraut und Laub völlig verborgen waren. Die Nacht lastete schwer auf Solveig. Sie konnte nicht an Schlafen denken, denn sie war überzeugt, dass ihr Ende nahe bevorstand. Dieses Erlebnis flößte ihr einen panischen Schrecken vor Gewittern ein, und es sollte ihr nie gelingen, diese Schwäche zu überwinden. Des Öfteren zuckte sie zusammen, wenn ein Blitz in einen nahen Baum einschlug und ein fürchterliches Krachen

folgte. Der Sturm heulte, als wäre die Nacht voller böser Geister. Das Schiff riss an den Vertäuungen, schüttelte sich und stöhnte. Wenn es sich losreißen sollte, wären sie verloren. Der Strom und der Sturm würden es auf gefährliche Sandbänke oder gegen die Baumäste werfen, die oft viele Meter über das Ufer hinausragten.

Es krachte im Wald in ihrer unmittelbaren Nähe. Ein großer, schwerer Ast fiel auf das Deck. Das ganze Schiff bebte, und Holzsplitter flogen gegen die Türen der Kajüte. Sie hörten draußen auf Deck das Trampeln von Füßen und laute Kommandorufe.

Oskar und Solveig richteten sich in ihren Kojen auf. Sie hörten, dass draußen vor den Fenstern ihrer Kajüte gesägt und gehauen wurde. Irgendjemand fragte, ob Gefahr bestünde. Eine freundliche, aber recht kurzatmige Stimme antwortete: »Keine Gefahr! Legen Sie sich wieder hin! Das Schlimmste ist überstanden.«

Solveig seufzte. Das war ein schöner Empfang als neue Missionarin!

Spät in der Nacht hörte der Sturm genauso plötzlich auf, wie er begonnen hatte. Aber noch lange hinterher wurde der Himmel von fernen Blitzen erhellt, und ein dumpfes Dröhnen verriet, dass sich das Unwetter über anderen Gegenden austobte.

Mehrere Wochen fuhren sie den mächtigen Kongofluss hinauf. Dann gingen sie an Bord eines kleineren Dampfers, der sie weiterbefördern sollte. Der Nebenfluss, den sie jetzt befuhren, war bedeutend schmäler, der Urwald auf beiden Ufern hing drohend über ihnen. Es war dasselbe Schiff, das Oskar auf der Hinreise benutzt hatte, und sie waren die einzigen weißen Passagiere. Eigentlich war dieses Schiff gar nicht für die Beförderung von Passagieren bestimmt. Daher besaß es auch keine richtige Kajüte. Sie mussten sich in einem Gehäuse, das einer riesigen

Kiste mit Rissen in den Wänden glich, einrichten, so gut es eben ging. Sie lag hoch oben hinter einer Plattform, auf der der wortkarge Kapitän stand und sein Boot manövrierte. Der Mann sah finster aus, und es war während der ganzen Fahrt fast unmöglich, ihm ein Wort zu entlocken. Vielleicht war das Gehäuse, das sie mit Beschlag belegt hatten, seine »Kajüte«. Da war es zu verstehen, dass er so übel gelaunt war.

Schließlich kamen sie bei der Handelsniederlassung an, wo sie von dem Portugiesen herzlich begrüßt wurden. Noch herzlicher aber war der Empfang, den Baka und Zangabai ihnen bereiteten. Die Jungen hatten so lange warten müssen, dass sie schon im Ernst geglaubt hatten, ihr Mondele wäre nach Norwegen zurückgereist.

»Hier siehst du meine Freunde«, sagte Oskar, als er sie Solveig vorstellte. »Sie würden versuchen, für dich den Mond vom Himmel zu holen, wenn du es ihnen befehlen würdest. Sie werden alles tun, was du wünschst.«

Solveig brauchte nur einen Blick auf sie zu werfen und wusste, dass sie hier zwei Freunde für das ganze Leben vor sich hatte. Die beiden drückten ihr behutsam die Hand und sahen sie fast anbetend an. Sie hatten noch nie eine weiße Frau gesehen. Die halbe Nacht lagen sie in ihrer Hütte, starrten in die Dunkelheit und sprachen von Madamo. Ihre Stimme, ihr Lächeln, ihr Haar, ihre Kleider, ihre blauen Augen – alles war Gegenstand tiefsinriger Betrachtungen.

Mit ihrem Namen war es schwierig. Der Mondele hatte ihn mehrere Male wiederholt, aber er verlangte von ihnen eine Zungengymnastik, an die sie nicht gewöhnt waren. Sie mussten sich vorläufig mit »Madamo« begnügen. Mit der Zeit wür-

den sie schon einen besseren Namen für sie finden. Während sie da im Dunkeln lagen und plauderten, machten sie beide allerlei Vorschläge. Aber schließlich gaben sie es auf. Sie schliefen ein und träumten von Madamo.

Am nächsten Tag begann der letzte Teil der Reise. Baka und Zangabai hielten sich treu in der Nähe des Tragstuhls, obwohl sie fast den ganzen Weg rennen mussten, da die Träger ein scharfes Tempo einhielten.

Oskar fuhr mit dem Rad langsam voran. Er hatte schon so oft ein Fahrrad vermisst. Als er ein gebrauchtes Damenrad in Kinshasa entdeckte, kaufte er es auf der Stelle und ohne Bedenken.

Die Träger, die Kisten und Koffer trugen, blieben stets ein ziemliches Stück zurück, aber drei bis vier Stunden später stellten sie sich ebenfalls zuverlässig am Rastplatz ein.

Jeden Tag legte die Reisegesellschaft 20 bis 25 Kilometer zurück. Jetzt befanden sie sich bereits auf Pekwas Gebiet. Aber sie brauchten noch immer mehrere Tage, bis sie ihr Ziel erreicht hatten. Der Trommeltelegraf sandte von Dorf zu Dorf Botschaft und berichtete, wo sie sich befanden. Tief im Innern des Urwaldes herrschte schon große Spannung, und es wurden eifrig Vorbereitungen zum Empfang der Missionarin getroffen.

Diese Reise machte auf Solveig einen tiefen und unvergesslichen Eindruck. Wenn sie später daran zurückdachte, erlebte sie alles aufs Neue. Den geheimnisvollen Urwald und das Leben, das er barg und das sie förmlich fühlte, wenn sie auch wenig davon sah. Die vielen Laute, die sie willkommen hießen oder erschreckten. Die Kanufahrt über einen kleinen Fluss, wo große, kugelrunde Flusspferdaugen aus der Wasserfläche herausragten und ihnen neugierig nachblickten.

Schlingpflanzen, die sich wie Riesenschlangen an den Baumstämmen emporringelten. Den strengen Geruch schwitzender Körper. Idyllische, kleine Dörfer, deren Bevölkerung in sicherer Ferne verharrte und ihnen mit halb erschrockenen, halb neugierigen Augen nachblickte. Die Abende am Lagerfeuer nach Beendigung einer Tagesreise, wenn die beiden Jungen sie die ersten unentbehrlichen Wörter ihres Dialektes lehrten. Dies alles konnte sie immer wieder in Gedanken erleben, während viele andere Geschehnisse oft in den Hintergrund traten und vergessen wurden.

Den größten Eindruck aber machte auf sie der Empfang in Pekwas Dorf zehn Tage nach dem Aufbruch von der Handelsniederlassung. Eine Königin hätte keinen besseren Empfang verlangen können. Lange bevor sie ihr Ziel erreichten, kamen ihnen Frauen und Kinder entgegen, die Palmenzweige schwangen, tanzten und um sie herumtrippelten und den Wald mit dem Lärm ihrer gellenden Stimmen erfüllten. Es wimmelte von Leuten und das Gefolge wurde immer größer.

»Einen solchen Empfang habe ich noch nie erlebt«, sagte Oskar. »Diese Überschwänglichkeit gilt ganz allein dir. Ich bin beinahe ein wenig eifersüchtig! Aber ich bitte dich: Fangt nicht schon jetzt mit dem Händeschütteln an! Sonst kommen wir heute nicht mehr hin! Warte damit, bis wir in unserem Dorf angelangt sind!«

Solveig winkte und lächelte und winkte. Jedes Lächeln erweckte ein dankbares, ohrenbetäubendes Geheul.

Oskar war vom Rad gesprungen und führte es neben dem Tragstuhl. »Ich sagte, du würdest erleben, was der alte Herr in Kinshasa in seiner Jugend erlebt hat«, sagte er. »Aber das hier

hat er sicherlich nicht erlebt! Man hat das Gefühl, als käme man in ein Land, wo das Getreide schon gelb und ausgereift auf den Äckern steht.«

»Oder wo der Erdboden auf das Saatkorn wartet«, sagte sie.

Sie traten aus dem Wald heraus und setzten ihren Weg auf der breiten Dorfstraße fort. Pekwa kam ihnen entgegen. Ein Stück vor ihnen machte er halt und erwartete sie. Ein paar seiner Ratgeber standen hinter ihm. Einer von ihnen, ein grauhaariger Krieger mit gerunzeltem Gesicht und klugen, ruhigen Augen, stützte das Kinn auf seine gefalteten Hände, die auf einem langen Stab ruhten. Pekwa hatte zu Ehren des Tages eines von Oskars abgelegten Hemden angezogen. Es hing aus der Hose und sah nicht sehr europäisch aus. Den Hut hielt er in der Hand. Das hatte er gelernt.

Wenn er auch nicht wie ein europäischer Monarch aussah, so konnte er sich doch an Haltung und Würde mit jedem Fürsten der Welt messen. Das äußere Zeichen seines Häuptlingsstandes war eine große Medaille, die er an einer Kette um den Hals trug. Der Kranz aus Leopardenzähnen hing außerhalb des Halsausschnittes seines Hemdes und wirkte fremdartig und ohne Zusammenhang mit der übrigen Ausstattung. Aber seine Leute blickten voller Bewunderung auf ihn, und sie waren auf ihn genauso stolz wie weiße Untertanen auf ihren König, wenn dieser sich in Pracht und Gala zeigt.

Der Tragstuhl hielt mit einem Ruck an. Das Geheul hörte auf. Solveig sprang von ihrem Stuhl herunter und begrüßte den Häuptling und seine Ratgeber. Die feierliche Stille dauerte nur einen Augenblick. Sobald Solveig dem Häuptling die Hand reichte, schien die Luft ringsum zu erbeben. Frauengeheul und

Hundebellen suchten einander zu übertönen, während Hunderte von Händen wetteiferten, ihr die Hand zu drücken.

Die Männer ergriffen ihre Hand ruhig und würdevoll, die Kinder drängten sich vor und wollten ihr ein Dutzend Mal die Hand schütteln. Die Frauen aber nahmen vorsichtig die zarte, weiße Hand, hielten sie lange fest, betrachteten sie, drehten sie um und strichen sanft über sie hin, bevor sie sie freigaben. *Solche Hände taugen nicht, Mais zu mahlen*, dachten sie wohl. *Aber Madamo ist weiß. Sie soll nicht wie eine schwarze Frau arbeiten!*

Da zuckte Oskar zusammen. Am Rande des Waldes stand eine einsame Gestalt und blickte zu ihnen hin. Das Gesicht war finster und feindselig, aus den Augen sprachen Hass und Mordgier. Es war der Medizinmann Yamboli. Er war wohl der Einzige im Dorf, der sie nicht begrüßte oder willkommen hieß. Auf seinen beiden Wangen ragten sich breite, fächerförmige Streifen, die an Borsten erinnerten. Oskar hatte ihn schon früher gesehen und mit ihm gesprochen. Noch nie aber war ihm aufgefallen, dass er mit seinen Tätowierungen und harten Gesichtszügen einem Raubtier glich.

Woran erinnerte ihn nur dieses Gesicht mit den feindseligen Augen? Richtig! An die Wildkatze, die ihn eines Nachts besucht hatte, als er an seinem Feldtisch gesessen und geschrieben hatte. Es war die gleiche Mischung von Furcht und unversöhnlichem Hass. Von nun an konnte er diesem Mann nicht mehr begegnen, ohne an die zornig fauchende Wildkatze denken zu müssen.

Es dürfte also doch zum Krieg kommen, dachte er. Er richtete seinen Blick auf den Medizinmann. Dieser wandte sich um und verschwand im Wald.

Es wurde spät, bis sie zur Ruhe kamen und sich zurückziehen konnten, um ein paar Stunden zu schlafen.



Schon früh am nächsten Morgen lag Oskar wach und lauschte auf die Vögel, die einen neuen Sonnenaufgang verkündeten.

In einer Art Halbschlaf glaubte er Axthiebe und den Gesang der Arbeiter im Innern des Waldes zu hören. Es waren wohl die Dorfbewohner, die neuen Ackerboden rodeten. Bäume wurden gefällt, Buschwerk und Unterholz dem Erdboden gleichgemacht, störende Baumwurzeln wurden entfernt. Die größten Bäume mussten vorläufig stehen bleiben. Hätte man sie entfernen wollen, so wären die Kräfte der Arbeiter und ihre primitiven Geräte zu stark beansprucht worden. Bald aber waren größere oder kleine kahle Stellen in den Urwald geschlagen, wo die Dorfbewohner ihre neuen Äcker anlegen wollten. Es war oft eine harte und gefährliche Arbeit. Zwischen den Baumwurzeln konnte plötzlich eine zischende Schlange hervorschließen. Dann mussten sie sehr schnell handeln und zuschlagen. Manchmal scheuchten sie auch ein Raubtier auf, das sie zornig anstarrte. Da war es gut, wenn man einen starken, scharfen Speer zur Hand hatte. Es geschah aber auch, dass das Raubtier schneller war als der Mann. Dann kehrte dieser niemals mehr zurück.

Aber keine Gefahren, kein Hindernis, keine Mühe konnten sie abschrecken. Die Himmelszeichen hatten ihnen gesagt, es sei Zeit, neue Ackerstellen zu roden. Daher musste es geschehen – allen Gefahren und Schwierigkeiten zum Trotz.

Daran musste Oskar denken, als er auf seinem Bett lag und den hellen Streifen, den das Sonnenlicht auf den Lehmboden zeichnete, betrachtete. Er verglich die Arbeit dieser Männer mit der der Missionare. Sie hatten mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen und hegten dieselben Erwartungen. Sie hatten dieselbe Arbeit – ein jeder auf seinem Gebiet.

Er faltete die Hände und sprach ein stilles Gebet.